

# Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 2 bis 2 1/2 Bogen. — In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig oder Halbheften à 30 Pfennig.



## Zwei Weihnachten.

Von Otto Sievers.

Nicht wahr, mein Prim? Das flackert, blinkt!  
Hör', wie er jauchzt! Schau', wie er winkt  
Und recht und frecht die Händchen klein!"  
So spricht, im Auge des Glückes Schein,  
Voll Vaterkoll' und sprudelnder Luft  
Alein Gatte, spültest mich an die Brust,  
Die treue Brust, küßt mir den Mund —  
O reiner Liebe begnadeter Bund!

Wie anders einst! Da hab' ich durchwacht  
Und durchweint bis zum Morgen die heilige Nacht:  
Vier Jahre sind's, daß ich auf's Grab  
Der Weihnacht Lichte gepflanzt hab',  
Daß mir mit seinen hallenden Klagen  
Der Schlag der Glocke das Herz zersch'agen,  
Daß mich, die Vaterlose, hienieden  
Auch von der Mutter das Schicksal geschieden.

Wohl tönen heute vom Thurm die Glocken,  
Doch klagen sie nicht, sie jauchzen, frohlocken;  
Auch heute Lichter, doch fröhlich ihr Schein,  
Sein traurig Flackern auf schwarzem Schrein:  
Auch heute Thränen, doch Thränen der Wonne,  
Chaupeulen durchleuchtet vom Strahle der Sonne;  
Einst Nacht am Tage, nun Tag in der Nacht:  
Hell wie der Morgen die Freude lacht.

## Edelweißkönig.

Eine Hochlandsgeschichte. Von Ludwig Haughofer.

(Fortsetzung.)

Großend rollte der Hall des Schusses empor über den Berghang und brach sich mit dumpfem Widerhall an den finstern rogenden Felsen.

Da fuhr auch jener einsame Träumer, der immer noch, seitdem ihn Jürg verlassen, regungslos auf dem Steine saß, empor aus seinen tiefen Gedanken.

„A Schuß? Wer kann jetzt g'schossen haben — mitten in der Nacht? Da muß 's was 'geben haben!“ raunte er vor sich hin und spähte thalwärts über die dunklen Latschen.

Da sah er über den Höllbach her eine gelle Rölthe durch die Bäume leuchten und züngelnde Flammen aufschlagen über die schwarzen Lärchenwipfel.

„Ja lieber Herrgott im Himmel, was kann denn das sein? Um Gotteswillen doch net — ja, ja! dem Gidi sein 'Gütten is's! Da hat's an Unglück 'geben! Und er is heroben, er — er und der Gidi! O grundgütiger Herrgott! Laß mich nur g'rad jetzt net 'spät kommen!“

Das waren nicht mehr Gedanken, es waren stammelnde Schreie — und der sie ausstieß, stürzte in rasendem Laufe thalwärts, immer entlang dem jäh abstürzenden Ufer des Höllbachgrabens, der Gefahr nicht achtend, die ihm bei jedem Schritte drohte, oft in mächtigem Sprunge hinweggehend über Steinblöcke und wirres Buschwerk. Als er den Steig erreichte und hinweg eilte über den schwanfenden Balken, der den Höllbach überbrückte, hörte er schon das Krachen des brennenden Gebälks, das Rauschen der lobenden Flammen und zwischen dem Rauf und Bein durchdringende Geheul des Hundes.

So grauig diese Laute seinem Ohre klangen, sie gaben ihm Hoffnung, sie sagten ihm, daß in der Hütte das Leben noch nicht zur Unmöglichkeit geworden wäre.

Nun stand er vor dem brennenden Hause, sah, wie der Rauch in dicken Stößen aus den offenen, eng vergitterten Fenstern quoll, und sah die Flammen empor- und niederlecken über die geschlossene Thür. Wie diese Thür öffnen? Mit verzweifeltsten Blicken starrte er umher. Kein Balken, kein Pfahl, kein Scheit! Aber dort — dort unter einer Lärche stand der schwere Eichenblock, der als Hackstoß diente. Auf den stürzte er zu, riß ihn mit Ueberspannung aller Kräfte empor und schleuderte ihn wider die glimmende Thür! Krachend flogen die Bretter aus einander und während der Block zurückrollte von der Schwelle, sprang schon der Hund mit heiserem Gevinsel durch die eröffnete Lücke, stand mit hängender Zunge und weit geöffnetem Rachen, schüttelte die Funken von seinem Felle und stürzte aufheulend davon, zwischen den Bäumen verschwindend.

Ein Rauf der kräftigen Arme, die den Block geworfen, und die klaffenden Bretter der Thür flogen vollends zur Seite. Ein röthlich beleuchteter Qualm schlug dem Eindringenden entgegen und trieb ihn für Sekunden wieder zurück über die Schwelle. Unter einem tiefen Athemzuge hob sich seine Brust, dann stürzte er wieder vorwärts, hinein in den von aufzuckender und erlösender Helle und von dichtem Rauch erfüllten Küchenraum. Da stieß sein Fuß wider eine weiche Masse — „O lieber Herrgott!“ schrie er auf, warf sich nieder auf den gepflasterten Boden und fühlte unter seinen Händen einen wie leblos hingestreckten menschlichen Körper. Den riß er empor an seine Brust und wankte mit ihm ins Freie. Aufathmend stand er stille und starrte in die bleichen, regungslosen Hüge — in Luitpold's Gesicht. „Er is' — er!“ brach es mit dumpfen Lauten von seinen Lippen, und seine Augen hingen wie gebannt an dieser weißen, von der breiten Narbe durchzogenen Stirn. „Aber — der Gidi — o mein Gott, der Gidi!“ fuhr er plötzlich auf, ließ die Last seiner Arme niedergleiten in das Moos und wandte sich wieder der brennenden Hütte zu. Schon stand er auf der Schwelle, da stürzte ein qualmender Pfosten vor ihm nieder, und krachend neigte sich die eine Seite des Gebälks, dessen Klammern das Feuer schon gebrochen hatte. Aufstöhnend taumelte er zurück. „Aus is' — da giebt's kein Retten nimmer! Armer Keil — unjer Herrgott sei Dir gnädig!“ Mit zitternder Hand bekenzte er sich und starrte mit nassen Augen in den wüsten, glotzenden, rauchenden

Hausen. Nun schrak er aus seinem Brüten auf, fuhr sich mit den Händen über die Stirn und eilte zu jenem zurück, den er auf seinen Armen aus Rauch und Flammen getragen. Er warf sich zu ihm nieder, riß ihm die Zoppe auf, die Weste und das Hemd, griff nach der Stelle des Herzens — und fühlte unter seinen Fingern ein mattes Pochen.

„Leben thut er noch — leben! Und kein Wasser net da, kein Tröpfel Wasser!“

Rathlos starrte er eine lange Weile um sich, dann sprang er in die Höhe, raffte den Körper des Bewußtlosen empor auf seine Arme und eilte mit seiner Last in leuchtendem Laufe dem Steige zu.

Als er den Höllbach überschritten hatte, stand er einen Augenblick stille.

„Zur Alm hin brands' ich a halbe Stund', wenn's gut geht,“ stammelte er, „na — na — ich muß ihn zu mir 'nau' tragen!“

Noch hatte er diese Worte nicht ausgesprochen, da stieg er schon vom Pfade hinweg, empor über den steinigten Berghang, wo ihn bald die dichten Büsche verschlangen.

Er sah nicht mehr den zitternden Fackelschein, der sich auf dem Almensteig häufig einherbewegte durch den Wald, und vor dem Rauschen des Höllbach's hörte er nicht mehr die ängstlich rufende Mädchenstimme, die zwischen den Bäumen erscholl:

„Da bin ich, Dori — da — da!“

„Ja, Enzi, ich sieh Dich schon!“ klang tiefer aus dem Walde die Antwort des Burtschen, der in hastigem Laufe der Dirne folgte. „Was is denn?“

„Es muß 'was 'geben haben! Ja — weißt — a Stund kann's her sein, da bin ich auf amal derwacht, und da is mir's g'wesen, als hätt' ich Schritt' g'hört vor der Hütten —“ daß sie Gidi's Schritte erkannt und gleich darauf den schönen Edelweißbüschen vor ihrem Fenster gefunden hatte, das verschwieg sie, — und da hab' ich nimmer einschlafen können — ja — und anf amal, da hab' ich an Schuß g'hört! Und gleich hab' ich mir 'denkt, da muß 'was net in der Ordnung sein — weißt — leicht mit'm Jaager! No — angehn thut er mich freilich nit — der Jaager — aber — a Mensch is er ja doch!“

„Freilich, freilich!“ stotterte Dori und schielte, während er mit der Dirne kaum Schritt zu halten vermochte, nach ihrem blaffen, von der Fackel grell beleuchteten Gesichte, dessen Lippen zuckten und zitterten, dessen nasse Augen ängstlich ausspähten in die dunkle Nacht.

„Und drum hat's mir kein' Ruh' nimmer g'lassen, drum hab' ich mich gleich in d' Höh' g'macht und —“

Mit einem kreischenden Aufschrei verstummete Enzi. Jrgend ein erschreckendes Etwas war dicht an ihren Nöcken vorübergefahren. „Was is denn das jetzt g'wesen?“ stammelte sie und neigte die Fackel zur Erde.

„Da — da — dem Gidi sein Hundl is!“ schrie Dori und deutete dem Thiere nach, das mit gesenkter, suchender Nase über den Steig dahinschoß und nun vom Pfade hinweg sprang zwischen die thalwärts ziehenden Büsche.

„O heilige Mutter! Jetzt is g'wis! Jetzt is ihm 'was g'gehen!“ schluchzte Enzi auf und fing zu laufen an, daß dem folgenden Dori schier die langen Beine zu kurz wurden.

Nun erreichten sie die Höhe einer Bergrippe, über welche der Steig hinwegführte — und da leuchtete ihnen die helle Rölthe des Brandes entgegen.

Enzi stand wie gelähmt und brachte kein Wort hervor. Dori aber schrie: „O du mein Gott — da jchau — d'Gütten brennt — dem Gidi sein Hütten!“ Dann riß er der Dirne die Fackel aus der Hand und stürzte davon, in athemlosem Laufe dem Steige folgend. Erst als er vor dem glühenden, rauchenden Trümmerhaufen stand, der einst das schmucke freundliche Häuschen gewesen, erinnerte er sich wieder der Dirne, und da sah er sie plötzlich an seiner Seite, mit todtblassem, verzerrtem Gesichte, mit starren Augen auf die glotzenden Trümmer stierend.

„Enzi — was sagst?“ glitt es mit verjagender Stimme von den schreckensbleichen Lippen des Burtschen.

Da rüttelte ein Schauer die Gestalt der Dirne. „Na, na,“ schrie sie auf, „wie mag ich denn denken — er — er kann ja net d'rin gewesen sein, sonst hätt' er ja net —“

Zählings verstummte sie, und mit schwerer, zitternder Hand auf Dori's Arm sich stützend, laufchte sie der Tiefe zu.

„Dori — hörst es?“ stieß sie in bebendem Flüstern hervor, „hörst es denn net — da drunten —“

Die Worte erklangen ihr auf den offenen Lippen, den fliegenden Athem verhaltend, laufchte sie vorgereckten Kopfes in die Nacht hinaus — und da war es deutlich zu vernehmen, das klägliche Geheul des Hundes, der seinen Herrn gefunden.

Ehe noch Dori den Gedanken auszudeuten vermochte, den jene unheimlichen Laute in ihm wachriefen, war Enzi schon zwischen den Bäumen des thalwärts ziehenden Waldes verschwunden. Da raffte er sich auf und rannte mit hochgehobener Fackel der Richtung zu, welche sie genommen. Wohl vernahm er immer und immer vor sich das Rauschen und Brechen der Büsche und Zweige, und dennoch gelang es ihm nicht, die Dirne einzuholen. Näher und näher klang ihm das Geheul des Hundes — und jetzt durchzitterte ein herzzerreißender Schrei die stille Nacht, und durch die dunkleren Bäume hallte Enzi's jammernde Stimme: „Gidi! Gidi! Mein Bua — mein Herzenbua!“

Kehend erreichte Dori die Unglücksstelle und stand, in wortlosem Schreck an einen Baum sich lehrend. In seinen Händen zitterte die Fackel, die mit zuckender Helle das traurige Bild überzog: den Jäger, regungslos ausgestreckt auf der Erde, die Dirne, über ihn hingeworfen in verzweifelnem Schmerz, und den Hund, der winselnd seinem Herrn die Hand des ausgestreckten Armes beleckte.

„Enzi! Enzi!“ stammelte Dori endlich und näherte sich schwankenden Ganges. Da fuhr die Dirne auf und schrie unter krampfhaftem Schluchzen zu ihm empor: „Dori — da schau — jetzt haben s' ihn mir derhossen — mein' Bua — mein' Bua!“ Wieder warf sie sich über den Jäger hin, rüttelte in ihren Händen sein blutiges Haupt, hob es in ihren Schoß — und nun mit einem Male kreischte sie auf: „Jesus Maria — d' Augen hat er offen — und — und reden möcht' er — Gidi! Gidi! um tauendgottswillen — mach d' Augen nimmer zu —“ Zu Thränen erstickten ihre Worte und mit hoffendem Bangen starrte sie in Gidi's Gesicht, in welchem die Lider schon wieder geschlossen lagen, indeß ein mattes Lächeln den bleichen Mund umspielte. Nun fuhr sie auf, und während sie mit dem einen Arme das Haupt des Wunden an ihren Busen drückte, mit dem andern über ihre Augen fuhr, sprudelte es von ihren Lippen: „Na! Na! Ich bin die Richtige! Weinen kann ich — nig als weinen, wo's Helfen g'scheiter wär! Weiter, Dori, weiter — steck 's Licht in Boden — und her zu mir!“

„Ja, Enzi, ja!“ stammelte der Bursche und stieß die Fackel in den moosigen Grund; dann richtete er sich laufchend auf.

„Enzi — mir is, als höret ich Leut' im Wald!“

„Leut'! Die schick mir der liebe Herrgott, der dengerst an Einsehn hat!“ Und mit hallender Stimme rief Enzi in den Wald hinein: „Ho! Ho! Leut'! da her! da her!“

„Ho! Ho!“ scholl es von verschiedenen Seiten, und dunkle Gestalten tauchten unter den Bäumen auf. Es waren die Holzknechte, die in der Holzherätte auf dem Hölbergsschlage hausten. Sie hatten den Schuß gehört, die Röhre des Brandes gewahrt, waren herbeigeeilt und hatten die jammernde Stimme der Dirne vernommen. Da wußte nun jeder einen Rath, und es schien ihnen das Klügste, den Jäger hinunter in das Schloß zu tragen.

„Nix da! Nix da!“ fuhr Enzi mit fliegenden Worten auf, während ihr noch immer Thräne um Thräne über die Wangen rollte. „Dritthalb Stund' ins Ort! Seid's denn verrückt? Zu mir in mein' Hütten kommt er 'nauf. Weiter, Dori, da her, Du haltst mir mein armen Buaben. Du hies, rennst nunter ins Ort um an Doktor! Weiter! Weiter! Du, Sepp, springst 'nauf in mein' Hütten, lendst a Feuer an, stellst Milli und Wasser dazu — und da hast den Schlüssel zu meiner Truchen, da nimmst Dir a meinig's Pfaid und schneidst es in handsame Streifen! Mad' weiter! Geh! Geh! Und Du und Du — ihr zwei macht's aus Stecken a Bahr z'amm! Und Du Lenzei, Du hilfst mir Daxen reißen zum Drauflegen!“

Einen Blick noch warf sie in Gidi's stilles Gesicht, dann legte sie sein Haupt in Dori's Arme, sprang auf und eilte auf

die nächste Tanne zu, die Hände schon nach einem der buschigen Zweige streckend. Sie zog und zerzte die Kette nieder, daß es nur so kracht durch den Wald, daß die rauhen Rinden ihr die Hände blutig rissen, und daß ihr der Schweiß in dicken Perlen von der Stirne tropfte. Ihr Muth und Eifer feuerte auch die Männer an. Eine Hand kam der andern zu Hilfe — und ehe noch wenige Minuten vergangen waren, konnten sie schon den Wunden auf die fertige, weiche Bahre legen. Dann hoben sie die Stangen auf ihre Schultern — drei Holzknechte und Enzi. Dori leuchtete ihnen mit der Fackel voran, und ihm zur Seite trippelte der Hund, der immer wieder stehen blieb und winselnd aufblickte zu der stillen Last, die da getragen wurde.

Auf dem Lager, auf welchem eine Nacht zuvor noch Beberl in stillen Träumen geschlummert hatte, lag Luitpold ausgestreckt. Naß klebten ihm die Haare an Stirn und Schläfen, und die entblößte Brust war feucht und dunkel geröthet. Jetzt rann ein Zittern durch seinen Körper, und ein fiebernder Athemzug rührte seine Rippen.

Da richtete sich jener, der vor ihm kniete, häftig empor und warf die nassen Tücher, die er in Händen hielt, zur Erde. „Er darf mich net sehen, wenn er d' Augen aufmacht — er müßt' ja z'viel derhrecken,“ flüsterte er, „aber — aber — merken soll er mich!“

Häftig eilte er der Felsennische zu, in welcher das Kreuzifix angebracht war, und kehrte mit einem zerknütterten Matze zurück. Das schob er auf den Holzstuhl, darauf ein kleines Medaillon mit einem sadendünnen goldenen Ketten lag. Und nun verstand er lautlos aus der Höhle.

Luitpold rührte die Arme, griff mit den Händen nach der schwellenden Brust und öffnete die Augen. Da traf sein erster Blick die flackernde Helle der Fackel. „Feuer — das Feuer!“ schaute er unter grauischem Erschauern und fuhr in die Höhe. Doch ehe noch seine Füße den felsigen Boden berührten, gewann er das klare Bewußtsein der gefahrlosen Lage, in der er sich befand. Mit stammenden Augen überflog er seine seltsame Umgebung und starrte in den harmlosen Glanz der stillen Fackelflamme. Und wieder schauerte er in sich zusammen, als bei diesem Leuchten und Flackern die Erinnerung an jene fürchterlichen Minuten in ihm auftauchte. Er fühlte sich wieder erwachen, hörte seine müde Stimme, mit der er den knurrenden Hund zur Ruhe verwies, hörte das Knistern, das er im wieder beginnenden Halbtag für das Knistern der Herdflamme gehalten, und empfand aufs neue den steigenden Druck auf der Brust, mit dem er plötzlich aus qualvollen Träumen aufgefahren. Wieder hörte er das Winseln und Scharen des Hundes und sah sich aufspringen vom Lager und durch die raucherfüllte Stube der Thür zustürzen. Alles, alles lebte wieder in ihm auf: wie er vergebens nach Gidi rief, wie er den Herd ohne Feuer und doch alle Räume erfüllt sah von stinkendem Dunst und Qualm, wie er die fürchterliche Gefahr erkannte und die Thür von außen verschlossen fand, wie er an allen Fenstern die Scheiben aufriß, die Läden aufstieß, zerzte und rüttelte an den starren Eisenstäben der engen Vergitterung, über welche die Flammen schon emporzuzüngeln begannen, wie er, halb schon betäubt von Rauch und Dunst und umkreist von dem angstvoll heulenden Hunde, die Thür zu erblicken sich mühte und — und —

Und nun — nun! Wer hatte ihn gerettet aus Rauch und Flammen? Wer hatte ihn hierher in diese bewohnte Höhle gebracht? Wer hatte ihn zurückgerufen ins Leben? Wer hatte —

Da traf sein Blick den goldenen Schmuck auf dem Stuhle. Häftig griff er danach, hielt ihn in zitternden Händen und betrachtete das winzige Postell, dieses schöne, zarte Mädchenantlitz mit den unergründlich tiefen Augen.

Aufathmend starrte er wieder um sich. Wo waren die Hände, die ihm während der Belebungsversuche dieien theuren Schmuck vom Halbe genommen? Still und leer der ganze Raum! Seufzend schüttelte Luitpold den Kopf, unwillkürlich kehrten seine Blicke wieder zurück zum Stuhle. Er sah das Blatt, gewahrte die zierlichen und dennoch so festen Schriftzüge, mit denen es bedeckt war, griff danach, führte es näher vor die Augen und fuhr in stammelnden Worten auf: „Dieses — dieses Blatt! Ja seh' ich denn recht? Ja, ja, es sind ihre Rüge! Wie kommt dieses Blatt hierher?“ Mit nickendem Kopfe und fliegenden Augen begann er zu lesen: „Mein lieber, lieber Bruder! Ich weiß, Du hast Deine Johanna lieb, und Du wirst es ihr vergeben, wenn sie Dir Schmerz bereitet. Aber nun muß gesehen, was



Edm. Wagner



Die Waise.  
Originalgemälde von Eduard Wagner.

seit Tag und Tag schon hätte geschehen sollen. Ich gehe aus dem Leben mit Gedanken und Wünschen der Liebe für jenen, der mein Alles war, dem auch Du von Herzen gut bist. Und nun grüße mir die Marianna, grüße mir meinen Jorg, sag ihm, daß ich ihm danke für all seine Güte und Liebe. Es wird ihn tief in das Herz treffen, ich weiß es, aber ich kann nicht anders! Sag ihm, daß ich glücklich war. Und Dich, mein liebster Bruder, Dich küsse ich tausendmal. Wir alle, alle werden uns wiedersehen, dort, wo alle Menschen gleich sind, wo keine Schranke zwischen Liebe und Liebe steht. Und nun den letzten Gruß Deiner im Tode glücklichen — Johanna!"

Lange, lange schon hatte Luitpold gelesen, und immer noch hingen seine Augen an dem Blatte.

"Das hat sie geschrieben — ihrem jüngeren Bruder — an jenem unglückseligen Morgen!" glitt es mit leisen, stockenden Worten von seinen Lippen. „Aber dieses Blatt — wie kommt es hierher, so augencheinlich mit Absicht gerade hierher auf diesen Stuhl? Das sieht sich an — wie eine Mahnung! Von wem aber kann sie kommen? Es kann nur Einer noch von diesem Blatte wissen, da Jener, an den es gerichtet war —“ Vor sich niederstarrend verstummte er, dann wieder fuhr er auf und streifte die zitternde Hand über die Stirn. „Nein, nein! Ich fühl' es! Ich bin krank! Denn mit gesunden Sinnen denkt man nicht, daß möglich wäre, was unmöglich ist. Die Todten sehen nicht wieder auf —“

Da erstarben ihm die Worte; mit einem gurgelnden Aufschrei sprang er in die Höhe, aber die Kniee wollten ihm brechen, und so sank er wieder zurück auf das Lager, die irren Blicke nach dem blassen Gesichte Desjen gerichtete, der mit einem Male vor ihm stand, regungslos, mit hängenden Armen, mit herb geschlossenen Lippen, mit Augen, aus denen Schen und Bortwurf sprachen.

„Du? Du? Du?“ rang es sich endlich mit bebenden Lauten von Luitpold's Lippen.

„Ja, Luitpold, ich bin's! Ich, der Ferdl!"

„Und Du — Du lebst!"

„Leben! Ja, leben thut' ich! Aber wie — da drum frag' mich lieber net.“

„Darf ich es denn glauben? Haben mich denn Alle, Alle genarrt? Hat mich denn alle Welt betrogen?"

„Keiner, Luitpold, Keiner kann mehr sagen, als er weiß. Außer mei'm Jörgebruder und der Mariann' bist Du der erste Mensch, der erfahrt, daß der Ferdl net in Höllbachgraben liegt.“

„Und Du bist es, dem ich mein Leben danke? Du warst es, der mich gerettet?"

„Ja, Luitpold, ich bin's g'wesen! Und wenn ich das net anders sagen kann, als mit heller Freud' in jedem Wörtl, so muß net glauben, daß ich mir 'was einbild' auf mein Zugreifen im rechten Augenblick. Ah na! Was ich z'wegen bracht hab', das hatt' jeder Andere g'rad so g'macht, den a Zufall dahin g'führt hatt', wo a g'schwinde Hand vonnöthen war. Wann ich mit Freunden sag': ich bin's g'wesen — so g'schieht's bloß deßwegen, weil ich in ei'm Schnaufer dazu sagen kann: die heutige Nacht für denselbigen Tag, und so sind wir nett mit anander, Du und ich — wann auch g'rad vor uns Zwei allein und leicht auch noch vor unierem Herrgott, wann er's gelten laßt, daß sich 's Blut im Feuer wascht.“

„Nein, Ferdinand, nein, nein! So rede nicht. Was an jenem unheilvollen Tage von Deiner Hand geschah, darfst Du nicht auf Dein Herz nehmen als eine Schuld —“

„Es war a Schuld! A schwere, schwere Schuld!“ fuhr Ferdl mit dumpfen Worten auf. „Wann ich Dir's aber net sagen könnt', Luitpold — wann ich Dir's nur sagen könnt', was in mir drin g'wesen is, wie ich mein' liebe, arme Hanni so daliegen hab' sehen vor mir —“

„Wem sagst Du das? Wer in der Welt sollte besser verstehen als ich, was jener grauniame Anblick in Dir erwecken mußte? Und wer sollte besser wissen, wie werth Johanna der Liebe war, mit welcher Du und Dein Bruder an ihr gehangen? D — es hätte dieses Todes nicht bedurft, um mich erkennen zu lassen, was sie mir galt und was ich an ihr verlor. Wir gehörten uns an vor Gott — und in seliger Hoffnung sah ich schon der Zeit entgegen, in der wir uns auch angehören sollten vor den Menschen. In jenem unheilvollen Morgen war es, da hab' ich mit meiner Mutter gesprochen, und mit Freunden hat sie mir das Ja ge'gagt.“

War ihr doch Johanna längst schon wie eine Tochter, unierem Namen ebenbürtig durch den Adel ihres Herzens und ihrer Seele! Doch als ich Johanna suchte, um ihr die freudige Botschaft zu bringen, hatte sie das Haus verlassen. Eine jähe Angst besah mich, als ich auf ihrem Blatte einen Brief mit meinem Namen fand. Doch als ich gelesen hatte, war alle Angst und Sorge verichwunden. In Worten von herzberauschender Innigkeit sprach sie zu mir in diesen Zeilen von ihrer tiefen, unverbrüchlichen Liebe. Sie wußte, welch eine starke Schranke den Edelmann von dem Kinde des Dorfes schiebe. Und so wollte sie mir den Kampf zwischen Pflicht und Liebe ersparen. Es stand in diesen Zeilen kein Wort, das nur die leiseste Ahnung ihres fürchterlichen Entschlusses in mir hätte erwecken können. Wohl sprach sie vom Gehen, von einem Abschied für immer und ewig — aber ich dachte dabei nichts Anderes, als daß sie zurückgekehrt wäre in ihre Heimath. In fliegender Eile rüstete ich mich zur Reise, ich wollte ihr folgen und war schon auf der Schwelle meines Zimmers — da standest plötzlich Du vor mir — und als ich Deine wie im Wahnsinn glühenden Augen sah, Deine schmerzverzerrten Züge, da zuckte jählings die entsetzliche Ahnung in mir auf — o, ich war von Deinen Worten schon zu Tode getroffen, noch ehe Deine Hand sich wider meine Stirn hob.“

Erschauend in Schmerz und Weh bedeckte Luitpold das Gesicht mit beiden Händen. Die Kniee begannen ihm zu zittern, und er drohte niederzustürzen vor Schwäche und Erschöpfung.

„Luitpold! Luitpold!“ schluchzte Ferdl, sprang auf ihn zu und fing ihn auf in seinen Armen.

Lange saßen sie wortlos Seite an Seite auf dem Lager.

„Na! Na! Erathen hatt' ich's doch müssen, wie Alles is und war!“ brach Ferdl endlich mit bebenden Worten das lange Schweigen. „Aber wie ich selbigsamal der Hanni ihren Brief g'lesen hab', da hat mich der Gram völlig blind g'macht. Später 'naus freilich, wie ich hundert und hundertmal den Brief wieder g'lesen hab', da hab' ich mir oft denken müssen, alles wär' anders, als ich g'meint hab'. Und wie ich jetzt bei Dir das Klapptel g'funden hab' — mit der Hanni ihrem lieben Bildl, da hab' ich mir gleich g'gagt, daß Du kein ungu't's G'wissen haben kannst — ionst thätst doch so a Mahnung an Dein' Schuld net noch an der Ketten um Dein' Hals 'rum tragen. Freilich, freilich — da schaut sich mein Schuld jetzt noch hundertmal ärger an. Aber kannst mir's glauben — woltern hab' ich 'büßt dafür! Wie ich den fürchtigen Sprung über'n Höllbach g'wagt hab', und wie's mich niederg'riffen hat über's gadje G'schröff, da hat sich 's Sterben für mich schier ang'shaut wie an Erlösung. Den ersten Auffall hab' ich noch g'pürt, und wie's mich hin und wider wirft von einer Platten zur anderen, nachher is mir d' V'sinnung g'schwunden, und ich weiß nix mehr von mir bis zu dem Augenblick, wo ich auf amal wieder derwad' und g'pürt, daß ich auf festem Boden lieg', troppnaß am ganzen Leib, schier starr vor Kälten, und daß 's Wasser wegrauicht über meine Füß'. Staun hab' ich mich aufheben können, wie derichlagen war Alles in mir, und dengerst hab' ich nach a paar Stund' meine Arm' und Füß' ganz richtig brauchen können. Und so bin ich dag'essen, Stund' um Stund', unter mir der wilde Höllbach, über mir a G'wand und G'stein, wo einer fliegen hatt' können müssen, wann er 'nauf hatt' mögen in d' Höhl! Schon hab' ich drüber nach'sinnert, wie man sich 's Dehungern leichter machen könnt', da vermerk' ich auf amal, daß an dem Plakl, wo ich g'legen bin, a G'höhl in Berg 'nein geht. Da hab' ich mich aufg'macht, hab' mich weiter'tappt und weiter in der Finstern, von ei'm G'höhl bin ich ins ander' kommen — und ninderst, ninderst hab' ich an Ausweg g'funden. Und es muß doch einer da sein, hab' ich mir allweil g'gagt, weil ich überall und überall an frischen Zugluft g'pürt hab'. Und so hab' ich net aus'lassen mit'm Suchen — aber wer weiß, ob ich 'nausg'funden hatt', wann ich net in ei'm schmalen Felsengang, grad wie ich schon wieder umkehren hab' wollen, a Fledermaus hatt' aufslattern hören. Das Thierl is mein Engel g'wesen! Mit aller G'walt hab' ich mich durchg'arbeit' durch's G'stein — und auf amal, da hab' ich d' Lichten schimmern sehen — und nachher bin ich draußen g'standen unter der lieben Sonn', z'mittelst d'rin in die dicksten Laifchen.“

Auffeufzend verstummte er und starcte, in Erinnerung versunken, vor sich nieder.

„In die Latschen hab' ich d' Nacht derwart“, fuhr er nach einer Weile mit ruhigerer Stimme fort, „nachher bin ich 'nunter ins Oet — und wie ich mei'm Jörgenbruder sein' Freund und sein' Kugel g'jehn hab', da is mir mein Leben dengerst auch wieder werth worden. Ich hab' ihm verzählt, wie Alles zu'gangen is, hab' ihm verzählt von dem fürchtigen G'höhl, das ich im Berg driu g'funden hab' — und da hat er g'sagt: „Ferd! Wo Dich unser Herrgott hing'föhrt hat, da bleibst! D' Leut' reden von Dir wie von ei'm Todten, kein Mensch mehr fragt Dir nach — und da kannst jezt bleiben, so lang', bis alles verbracht und vergessen is. Was nachher weiter g'sehen soll, das wird sich schon finden mit der Zeit! Und — so bin ich halt 'blieben. Acht Tag' is der Jörg heroben g'wesen bei mir und hat mir arbeiten g'holfen, den Höhlboden von die Steiner säubern und den Zugang weiter machen, damit man leichter reischaffen könnt', was nöthig war. Draußt vor'm Ausgang haben wir an manns-hohen Steinbloß über Wägen g'legt, so daß er mit ei'm leichten Drücker schon auf d' Seiten 'gangen is — grad wie a Thür! Sein' ganze Semhätten hat der Jörg nachher ausg'räumt, damit er mir 's Hausen daherinn a bißl leichter macht — und mit allem hat er mich versorgt, was ich 'braucht hab' zum Leben und zum Zeitvertreib. Und von da an is der Tag mein' Nacht g'wesen, und d' Nacht mein' Tag — eh' net d' Stern' am Himmel g'standen sind, hab' ich mich ja nie net 'rauswagen dürfen aus'm Berg. A paar a drei Wochen hab' ich's gern derlitten — aber nachher — nachher is mir mein' g'fornenes Leben härter und härter an'kommen mit jedem Tag. Bei all dem Sinnieren in meiner Einsicht' is mir mein Herz und mein G'wissen so feinschwer worden — und wenn ich auch um Deinetwegen, Luitpold, a bißl leichter 'denkt hab', wie mir's durch mein' Jörg bekannt worden is, daß's besser geht mit Dir, so hat mich doch mein' andere Schuld, wo ich in der Verzweiflung so mitveräbt hab', ohne dran z'denken, schwerer 'drückt in mei'm Stolz und in meiner Ehr'. Ich bin ja Soldat g'wesen mit Leib und Seel' — und ich hab's auch bewiesen, wie's gelten hat, drin in Frankreich — und ich, der ich so stolz g'wesen bin auf meine zwei Kreuzn und auf mei'm lieben König sein' farbigs Tuch, ich hab' mein' Jahn' verlassen und hab's selber g'macht wie Einer, vor dem ich amal ausg'spien hab' in Abischen und Berachtung.“

Aufstöhnend drückte Ferdl die zitternden Hände über die Augen, aus denen ihm die dicken Thränen niederrollten über die blaffen Wangen.

„G'wiß wahr! Hundertmal für einmal hab' ich mir g'sagt: „Ferdl, geh' hin, siel' Dich wieder beim Regiment, thu's, thu's und frag' net, was darnach kommt — aber wann ich mei'm Jörgenbruder in die traurigen Augen g'schau hab', war's wieder aus und gar mit all' mei'm Muth! Bald aber hat sich 's Blatt g'wendt. Da hab' ich an Weiben halten müssen — und er hat 'trieben, daß ich jezt bald fort sollt' über d' Grenz! Ich hab' eben g'weckt, mit was für Gedanken als er sich trägt. Sein' Hinkenhof will er verkaufen — sein' Hinkenhof! wo schon seit hundert und hundert Jahr' allweil nach'm Vater der Sohn g'haust hat — und mir z'lieb will er's thun, damit er mit mir und seine Leut' fortziehen könnt' — fort ins America. Aber ehnder ich so 'was zulass', lieber verbring' ich mein' ganz' Leben daherinn im Berg, wenn auch gleich seit die letzten Tag' was über mich 'kommen is, was mich mit doppelter G'walt 'nauszieht ins Licht und unter d' Menschen!“

„Und Du wirst zurückkehren zu den Menschen — zu jenen, die Dir lieb sind!“ siel' Luitpold mit bewegten Worten ein. „Eines ist schon gesehen, um Dir diese Rückkehr zu erleichtern. Alle, die Dich um meinetwillen anklagen, glauben heute, daß Dich nur Entgegen und falsche Furcht zur Flucht getrieben, nicht das Gefühl der Schuld.“

„Ich weiß, was D' sagen willst. Heut' in der Nacht noch is der Jörg bei mir g'wesen, und — aber so 'was darf ich net zulassen —“

„Auch nicht, wenn ich Dein Schweigen fordern würde — bei dem Angeenden an unsere Johanna? Wo kein Kläger ist, Ferdinand, da wird auch kein Richter sein. Hast Du nicht selbst gesagt, daß wir weit sind, wir Beide unter einander? Es wäre ja auch nie so weit gekommen, wär' ich nicht durch Tage und Wochen schwerkrank darniedergelegt — nicht durch die Wunde auf meiner Stirne — durch die Wunde in meinem Herzen. Und als das Fieber in mir erkoch und die Besserung begann, haben

sie mir Deinen vermeintlichen Tod verheimlicht, um meine zögernde Genesung nicht aufs Neue zu gefährden. Da auch Niemand kam, um eine Aussage von mir zu begehren, dachte ich nichts Anderes, als daß wir Beide allein, nur Du und ich, von jener Begegnung auf der Schwelle meines Zimmers wüßten. Man glaubt ja, was man hofft — selbst wenn sich die Hoffnung an die Unmöglichkeit und an den Widerfinn klammert. In der trübsinnigen Schwermuth, in der ich in meinem Schmerze um Johanna die Tage auf dem Krankenlager verbrachte, war ich ja auch nicht fähig zu ruhigem und klarem Denken. Dann führte mich meine Mutter auf den Rath der Aerzte nach dem Süden — und erst vor wenigen Tagen bin ich zurückgekehrt. Es drängte mich, Dich aufzusuchen, mich mit Dir auszusprechen — ich gieng zu Deinem Regimente, um Deinen jetzigen Aufenthalt zu erfagen — und da starreten sie mich an wie einen Wahnsinnigen — und nun erst hab' ich erfahren, was Alle, Alle in meinem Hause vor mir verschwiegen. Mein erstes Gefühl bei dieser erschütternden Nachricht hat mir die Worte auf die Zunge getrieben, die Dich frei sprachen von aller um meinetwillen Dir ausgebüdeten Schuld. Und jezt — und jezt!“ In überwallender Bewegung faßte er Ferdl's beide Hände und schaute ihm mit einem freudig glänzenden Blicke in die bangen Augen. „Wie dank' ich es meinem Herzen, daß es mich hieher getrieben! Jezt kann Alles, Alles noch gut werden, was noch gut zu machen ist. Was Du als Soldat gethan — freilich — es ist ein Vergehen, und Du wirst die Strafe auf Dich nehmen müssen, die sie Dir zuerkennen werden, — aber ich hoffe, sie wird nicht eine allzu strenge sein. Ich habe mächtige Freunde, ich will ihnen ganzen Einfluß für Dich geltend machen — und — die beste Fürsprache hast Du an der guten, ehrenvollen Erinnerung, in der Du um Deiner früheren Führung willen bei den Officieren Deines Regimentes stehst. Und jezt —“ vom Lager aufspringend löste er seine Hände aus denen Ferdl's, um in nachlässiger Hast sein Gewand zu ordnen, jezt führte mich, Ferdinand, laß mich gehen, es drängt mich, bald zu thun, was ich zu thun vermag. Und Du versprich' mir, nichts zu unternehmen, nicht von hier zu gehen, eh' ich Dir nicht Nachricht sende oder eh' ich Dich nicht selbst von hier forthole. Komm' — komm' — laß uns gehen! Es drängt mich ja auch, den Gidi, den guten Burtschen, von der Sorge zu befreien, die er wohl um mich fühlen mag, da er ja glauben muß —“

„Der Gidi — der Gidi war net in der Hütten?“ schrie Ferdl freudig auf.

„Nein — ich habe sein Lager leer gesehen — und es war auch die Thüre von außen verriegelt. Wohin er gegangen ist — ein feines Lächeln spielte um Luitpold's Lippen, „ich kann es vielleicht vermuthen —“

„Na — na! Da is was net in der Ordnung,“ stieß Ferdl in neu erwachender Sorge hervor, „das muß ich mir sagen, wenn ich an Alles denk', wenn ich mich auf den Schuß b'jinn, den ich g'hört hab' —“

„Ein Schuß?“ fuhr Luitpold erschrocken auf. „Der kann nur ihm gegolten haben! Und wir stehen noch hier, während vielleicht der arme Burtsche —“

Kaum hörte er noch auf Ferdl's Worte, der ihm seinen Wettermantel und einen Hut aufzudrängen suchte — und er war schon in der Mündung des Felsenganges verschwunden, ehe noch Ferdl die Fadel von der Wand zu reißen vermochte.

Sie gewannen das Freie und stiegen am Rande des Höllbachgrabens nieder. Von der Stelle, auf welcher die Jagdhütte gestanden, schimmerte ihnen nur noch ein mattes Glosken entgegen. Als sie den Almensteig erreichten, löschte Ferdl die Fadel — sie hörten Stimmen und Tritte näher kommen. Es waren zwei Holzknechte, die zur Holzschütte zurückkehrten. Von ihnen erfuhren sie Alles, was mit Gidi sich begeben.

„Jezt liegt er droben in der Brändlhütten — auf der Semerin ihrem Kreister,“ berichtete der Eine. „Niemand macht er schon d' Augen auf, fällt aber aus ei'm Taumel in andern. Es is a harber Schuß, den er kriegt hat, und er wird d'rau z'beißen haben, wann er's durchreißen will. Da auf der rechten Brustseiten hat ihn der Lump 'neing'schossen, durch d' Schulter is d' Kugel durchaus, und den Hals hat's auch noch a bißl g'streift. Ja — dran z'beißen wird er haben.“

In hastigem Gange folgten Luitpold und Ferdl dem Steige (Schluß folgt.)



Nußknacker.

Originalzeichnung von H. Wehle.

## Unsere Hausglocke.

Eine Weihnachtsgeschichte von W. Heimburg.

Mit Illustrationen von Alexander Zich.

Nachdruck verboten.



Uch am heiligen Abend hat unser Einer keine Ruhe! Meine Frau zündet vielleicht eben die schlanken Kerzchen des Baumes an, beschaut noch einmal lachend das stereotype Weihnachtsgeschenk, die buntge-  
stirnten Morgenschuhe, das sie mir seit dreißig Jahren regelmäßig unter die Weihnachtstanne legt, und will nun die Thürklinken heben, um zu rufen:

„So, Alter, jetzt darfst Du kommen!“ Da schrillt die Glocke durchs Haus. — Eine Doktorglocke, wenigstens die unsere, hat einen ganz eigenthümlichen Klang, so gellend bang und so ungemüthlich. Macht es, daß sie mit Angst gezogen wird, mit schredensvoller Hast, oder ist es das Bewußtsein, du mußt hinaus aus dem traulichen Heim, hinaus in Sturm und Regen an ein Kranken-, vielleicht ein Sterbebette? Ich weiß es nicht, aber meine Frau und ich, wir sind einig, der schrille Ton kann durch Mark und Bein dringen, zumal des Nachts. Am Weihnachtsabend nun, da klingt sie noch ganz besonders, die alte Glocke. An dem Feste des Friedens und der Freude sollte eigentlich kein Mensch krank werden, aber — du lieber Himmel! — was habe ich an den Weihnachtsabenden nicht gerade alles erlebt! Ich habe einen Familienvater sterben, plötzlich aus vollstem Wohlbefinden zum Tode gehen gesehen; ich habe am Bette der jungen Mutter gestanden und ihr das eben Geborene in die Arme gelegt, just als der alte Stadtmusikus mit seiner Bande vom Rathhausthurm blies: „Vom Himmel hoch da komm ich her!“ Ich habe den armen Handwerksburschen, der auf der Landstraße in einer Schneewehe verlammt gefunden wurde, die Augen öffnen sehen und ihm ein Glas Weihnachtswunsch kredenz, habe am Bettchen der magerkranken Kleinen vom Christkindchen erzählen müssen und habe Schuster Blankenfeldt's hübsche Lore vom Brückengeländer weggezogen, über das sie eben in unser langsam ziehendes Fläschchen springen wollte, weil ihr Schatz ihr just zur Bescheerung die Treue aufgesagt.

Das sind Geschichten, die passiren Einem alle Tage, nicht wahr? Aber am vierundzwanzigsten December sieht man sie mit anderen Augen an; mir geht es wenigstens so. Und wie ich zurück denke an die Weihnachtsabende, die vergangen sind, seitdem ich hier in Oldberg als Arzt thätig bin, heben sich aus den dreißig zwei ganz besonders hell und lebendig hervor. Kein Wunder; ich werde ja täglich daran erinnert.

Unser Städtchen ist klein, es zählt heute fünftausend Einwohner; vor zehn Jahren, von welcher Zeit ich zunächst sprechen will, zählte es noch weniger. Es liegt abseits der großen Heerstraße; auch heute macht die Eisenbahn einen Umweg, als wolle sie ver-

meiden, sein kämmerliches Dasein durch Pfeifen und Rollen zu stören. Der Thurm der einzigen Kirche müßte eigentlich als Berühmtheit angeführt werden, er ist windstief, nicht ganz so schief wie der bekannte Kollege in Pisa, aber annähernd. Sonstiges Sehenswerthe ist absolut nicht vorhanden, wenn man nicht ein paar eiserne Kugeln in der schlichten Rathhausmauer dazu rechnen will, die aus Tilghischen Kanonen stammen. Die alten grasbewachsenen weißendurchblühten Wälle ziehen sich noch immer um die rothbedachten spitzgiebeligen Häuser; zur Sommerzeit flattert lustig weiße Wäsche dort oben und die Jungen spielen Indianer darauf. — Die Straßen sind menschenleer und haben schlechtes Pflaster, und auf dem Marktplatz steht ein Roland von Stein. Am Ende einer stillen Gasse liegt mein Haus; es ist zweistöckig, hat niedriges Parterre, eine Sandsteinbank vor der Thüre und darüber hängt ein Fliederbaum seine Zweige. Wenn er im Sommer blüht, kommen die alten Frauen aus der Nachbarschaft und bitten meine Lina um ein paar Blätter davon zum Trocknen; sie kuziren hier zu Lande alles Gebreite mit Flieder- oder Kamillenthee — ein trauriges Faktum für den Arzt.

Das Haus ist geräumig und still, viel zu groß für uns Einjamgebliebene. In der Mitte ein gewölbter kühler Flur, rechts meine Behausung — Warte- und Arbeitszimmer, links die beiden Zimmer meiner Karoline. Dort sitzt sie am Fenster hinter ihren Blumenstöcken und strickt oder näht, just noch so still anmüthig wie damals, als sie, eben achtzehnjährig, mein Weib wurde. Sie hat hübsche Aussicht dort; uns gegenüber steht kein Haus mehr, die Probsteistraße mündet hier; grad herunter liegt die alte Probstei, sie scheint die Gasse abzusperrern. Lina kann die hohe spitze Thüre in der Mauer beobachten und sieht die Wipfel der Ulmen in dem Garten schwanzen. Im Winter scheint deutlich der dreistöckige schmale Fachwerkbau hinter dem kahlen Gezweig hervor. Es gab einmal eine Zeit, da habe ich nicht gern auf die Thüre geschaut — doch ich spreche ja eben vom Fensterplatz meiner Lina. In der Nische hängt ein ephraumpomponenes Bild, ein Mädchentopf ist es, ein miniature auf Elfenbein gemalt. Unjagbar lieblich schaut es aus dem schmalen Goldrahmchen. Von diesem blaßschwarzen Lodenkopf wollte ich erzählen.

Vor ungefähr zehn Jahren pflegte ich wöchentlich ein- bis zweimal auf meinen Krankengängen jenes Haus drüben, die Probstei, zu besuchen. In der Nähe sah man recht deutlich, wie es seinem Verfall entgegenging. Seine Besitzer kümmernten sich nicht mehr darum, sie bauten sich auf den angrenzenden Gütern neue schönere Schlösser, höchstens galt es einmal als Absteigequartier, wenn einer der Freiherren genöthigt war, von Aniszwegen im Städtchen zu verweilen. Um jene Zeit aber war es bewohnt, d. h. der mittlere Stock, und zwar hauste in den gefälsten finstern Zimmern eine entfernte Verwandte der Familie mit ihren Töchtern; eine Gräfin Seefeld, und ich hatte die Ehre, den Hausarzt spielen zu dürfen.

Sie war eine blaße leidende Frau, die nur die allerbekcheidensten Mittel zum Leben besaß, aber das durfte man um himmelswillen nicht bemerken. Es ist ja ein Talent, das der liebe Gott uns Aerzten den nervösen Frauen gegenüber verliehen hat, möglichst auf alle Schrakeln eingehen zu können; und so ließ ich mir denn mit wahrer Engelsgeduld immer und immer wieder erzählen, daß sie diese kleine weltferne Stadt nur gewählt habe, weil das laute Treiben der großen Gesellschaft ihren gestörten Nerven nicht zusage, und daß ihr Aufenthalt hier lediglich ihrer Neigung zur Ruhe und Stille entspreche. Ich nickte mit dem Kopfe, gab ihr Recht und sah weder das schadhafte schwarze Seidenkleid, noch das die größte Dürftigkeit verrathende Urm und Auf der ganzen Umgebung.

Sie fügte dann noch regelmäßig hinzu: „freilich, wenn die Nase erwachen ist, muß ich zurück in die große Welt; eine zeitlang wenigstens.“

„Bis sich das Komteßchen verheirathet —“ pflegte ich zu bemerken.

Und dann blitzten die matten Augen auf. „Ja, lieber Doktor, sie ist sehr schön, sie wird einmal Aufsehen machen, nicht wahr?“

Ja, schön war sie! Als hätte der alte im Erlöschen begriffene Stamm der Seefeld's noch eine letzte Wunderblüthe getrieben, so hold war das Mädchen. Dabei keine Spur von der kühlen, künstlich anerzogenen Vornehmheit, die sich schent, dem Mitmenschen eine wunde Stelle zu zeigen; — nein, die Ilse war so frisch wie ein echtes Kind, natürlich wie das Vöglein, welches durch die Ulmen vor ihren Fenstern flatterte. So oft es thöulich war, lief sie zu uns herüber, aus den öden großen Zimmern, aus der Nähe der vornehmen kalten Mutter in das sonnige Stübchen meiner Line, hockte auf der Estrade, machte ihre ersten kleinen Nähversuche, herzte und küßte mein blondes Weib, kimperte auf dem Klavier, lachte wie ein Kobold und ließ, wenn sie wie ein Wirbelwind zur Thür hinaus war, eine Stille zurück, die oft genug Thränen in die Augen meiner Frau trieb. Sie war gar so unglücklich, weil wir keine Kinder hatten.

Um der Ilse willen konnte ich auch gar schlecht vorbeigehen an der spitzbogigen Thür driten. Kam ich aber einmal wirklich ein paar Tage nicht, weil ich absolut keine Zeit fand, so erschien gar bald die alte weißköpfige Maruschka und hieß mich im Namen ihrer Gebieterin herüberkommen, denn die Frau Gräfin könne meinen Rath nicht entbehren. Nun, ich ging — wie schon gesagt — um des Kindes willen, denn ein anderer Lohn als ein dankbarer Blick dieser jungen blauen Augen ist mir eigentlich nie geworden, wohl aber manche Geduldsprobe, denn die Gräfin war mit allen Unarten einer nervösen Frau bestens ausgerüstet und verstand es, ihren Arzt auf die denkbarste Weise zu quälen — Himmelsakrament! Mehr als einmal bin ich in hellem Zorn gegangen und habe die Thür hinter mir zugeschlagen, daß ich meinte, der alte dreistöckige Bau erbebe in seinen Fugen; mehr als einmal habe ich den Brief, der die Bitte enthielt, die Gnädige möge sich nach einem andern Hausarzt umsehen, fertig daliegen gehabt. Wenn dann die Ilse in mein Zimmer huschte, wenn die großen Augen mich angstvoll anschauten, ließ ich mich doch wieder hinüberzerren und mir ein neues Leiden beschreiben, das sich unfehlbar über Nacht erst eingefunden hatte.

Nun, es giebt einmal nervöse Frauen in der Welt, und daß diese nervös geworden, war schließlich kein Wunder. Der Mann ein Wüstling, der Alles verlumpete; der einzige Sohn, der Majoratsherr, auf dessen Schutz und Hilfe die Wittve mit der jungen Tochter allein angewiesen war, im Duell gefallen — um ein Nichts; die Güter an fremde, nur dem Namen nach

bekannte Menschen gekommen, und keine weitere Zuflucht als hier in dem kleinen märkischen Städtchen, aus Gnade und Barmherzigkeit in der verfallenden Probstei; sich durchschlagen zu müssen mit zweihundert Thalern jährlich; nun, es läßt sich entschuldigen, daß die Laune der Dame nicht immer, oder vielmehr niemals, eine rosenfarbene war. Ihre ganze Hoffnung klammerte sich an die aufblühende Schönheit der Tochter. Sie besaß noch Brillanten und hütete sie mit Argusaugen; eher wäre sie gestorben, eh sie einen Stein davon verkauft hätte. Als ich einmal auf Lustveränderung bestand, weil sie allzu elend war, eröffnete

sie mir, daß sie wohl in der Lage sei, sich diese zu erlauben, aber daß sie das Kapital behalten müsse für Ilse's Zukunft. „Eine oder zwei Seasons in Berlin — und Ilse ist versorgt, lieber Doktor!“ Darauf schwur sie. Nichts war ihr schwer, kein Opfer zu groß für das Kind. Und die launische fränkische Frau wuchs trotz ihres unleidlichen Hochmuthes zu einer Heldin empor in meinen Augen, wenn ich sah, wie sie mit peinlicher Regelmäßigkeit den Unterricht der Tochter leitete, nie eine Lektion veräußmend, nie eine Ermüdung verachtend. Und ach, wie oft sank sie nach stundenlangem Unterrichten zusammen, einer Ohnmacht nahe!

„Sie strengen sich zu sehr an, meine Gnädige,“ wagte ich einzuwenden.

Dann richtete sie sich empor. „Ich bin meiner Tochter eine Erziehung schuldig.“

„Ja ja! Aber wir haben gute Lehrer hier. Lassen Sie der Komtesse Privatstunden geben,“ stellte ich vor.

„Hier?“ fragte sie. Es war ein Ton, aus Erstaunen, Verachtung und Leber-

legenheit zusammengesetzt, und dabei lag ein Zug um die blaffen Lippen, so ironisch, daß ich dachte: lehre Dir meinethwegen die Schwindsucht an den Hals, ich werde nichts wieder sagen! Als ob wir hier sammt und sonders Idioten wären, als ob wir keine Ahnung von dem hätten, was so ein Komteschen zu lernen braucht, um demaleinst auf den Heirathsmarkt gebracht zu werden!

Immer freilich gingen die Erziehungsversuche der Mutter nicht glatt durch; dieses lächelnde liebevolle Kind hatte einen Charakter. Was die Kleine sich einmal vorgenommen, das führte sie aus, immer und immer wieder kehrte sie zu ihrer Idee zurück, und es war stets ein gesunder Gedanke darin, es war Logik. So z. B. kam eines Sommerabends — die Ilse war ungefähr sieben Jahr alt geworden — Maruschka, die polnische Dienerin, eilig herüber gelaufen, der Herr Doktor möge gleich kommen, die Kleine habe einen Zufall. Nun, ich ging, und die Mutter, die mich empfing,



Ilse's Nähversuche.

theilte mir folgendes mit: Jrgend Jemand hatte dem Komteschen eine Puppe geschenkt, eine etwas dicke Bäuerin in rothem Rock, mit blauen Bändern an dem Mütchen und sonst noch allerlei Farbenpracht. Die Frau Gräfin war aber der Meinung, man dürfe Kindern nichts Geschmackloses zum Spielen geben. Zum Unglück ward diese Puppe der Liebling ihrer kleinen Herrin — Gott weiß warum? Wie Kinder so find! Und eines Tages war der Liebling fort, nota bene — die Mutter hatte ihn ins Feuer gesteckt.

Mit heißen Thränen wurde nun im ganzen Hause gesucht, im Garten, überall; und das Kind regte sich dabei so auf, daß die Gräfin genöthigt war, zu mir zu schicken. Sie führte mich zu der Kleinen, die schluchzend und fiebernd auf dem Sofa lag, und setzte sich zur Seite mit einer neuen wunderschön ausgestatteten Puppe.

„Ich will nicht! Ich will nicht!“ schrie die Kleine, schon völlig heiser und schlug nach dem Spielzeug, „ich will meine liebe Puppe wieder haben!“

Ja, was konnte ich thun? Zureden half nicht. Die Gräfin legte endlich die neue Puppe mit Gewalt in des Kindes Arm. Da sprang es auf, lief zum offenen Fenster und warf die Puppe hinaus. „Ich will keine neue!“ jammerte sie und sah mich an mit den trostlosen Kinderangen.

Ich winkte der Gräfin, mich allein zu lassen mit Ilse, nahm das zuckende Händchen und ließ mir erzählen. Sie hatte die Puppe so fürchtbar lieb, sie wollte keine andere. Ich redete ihr zu, stellte ihr vor, die Puppe sei häßlich gewesen, nicht passend für sie — vergebens. Sie nahm beruhigende Tropfen, sie schlief auch endlich ein, aber Faktum blieb es — sie hat nie wieder mit einer Puppe gespielt.

So war denn allmählich aus dem Kinde ein Mädchen geworden, und ein schönes freundliches Mädchen; im Uebrigen wenig nach dem Herzen der Mutter.

„Welch ungenirte Sprache!“ klagte die Gräfin gegen mich: „Doktor, das hat sie von Ihnen; ich muß Sie bitten, jetzt reserwierter zu reden.“

Ich machte ein verwundertes Gesicht. Allerdings, französische Brocken verstand ich gar nicht zu verwenden, war mir aber sonst nichts Böses bewußt. Ich sah in Komtesse Ilse's lachende Augen und mußte heimlich mitlachen.

Aber leid war es mir doch, daß sie seltener und nur flüchtig in mein Haus kam, daß sie so langsam in dem schleppenden Kleide über die Straße schritt und die Augen nicht mehr aufzuschlagen getraute. Freilich, sobald sie in das Zimmer meiner Vine trat, war sie die Alte; da lachte und lüchelte sie, da spielte sie einen Walzer auf dem Spinnetchen und die kleinen Füße traten den Takt dazu. Juweilen aber ward es mäusehinstill, dann hochte sie vor dem kleinen Bücherspindel meiner Frau. Ein Bücherschrank war in der Probstrei nicht zu finden, wenigstens nicht mit guter deutscher Kost. Die junge Seele hatte eben gedacht bei den französischen Magouts, welche die Frau Mama schon auswendig gelernt hatte in ihrer Jugend, und die Ilse besaß ein gesundes deutsches Gemüth, schönheitsdurstig und ein bißchen ideal. Was thut aber eine Dame von Welt mit Sentiments? Das ist kleinstädtisch, Schneidermannsellenton. — Ja, wer kann dafür, daß es bei Ilse anders war? Ich sehe noch ihr entzücktes Gesicht, die Augen voll Thränen, als ich ihr an einem Sonnabend vor Dniern den Spaziergang aus dem Faust vorlas:

„Vom Eise befreit sind Strom und Bäche —“

Sie sagte kein Wort, sie weinte nur. Dann wollte sie das Buch haben.

„O nein, kleines Komteschen, wir sind erst siebenzehn, und wenn Mama es erfähre? — Später, später!“

„Ich verrathe Mama nichts!“ sagte sie feierlich.

Ich schüttelte lachend den Kopf. „Kommen Sie herüber, Kind, so oft Sie wollen — ich lese Ihnen gern vor. Aber mitnehmen — nimmermehr!“

So kam sie denn öfter wieder, als sonst. Sie durfte auch jetzt vom Lernen ruhen, sie sollte frisch und blühend aussehen, denn nach Weihnacht, vielmehr nach Neujahr ging es, zwar nicht nach Berlin, aber dafür an einen kleinen thüringischen Hof, allwo die junge Schönheit so strahlend wie möglich auftauchen sollte. Die Gräfin unterhandelte mit einem Juwelenhändler und mit

verschiedenen Konfektionsgeschäften in der Hauptstadt, und sie schüttete mir ihr sorgvolles Herz aus, daß das Töchterchen so keinerlei Interesse an diesen Vorgängen verrathe.

„Aber,“ tröstete sie sich selbst, „der Löwe hat noch kein Blut geleckt, besser Doktor, sie wird doch aufathmen in ihrer eigentlichen Lebensluft.“

Es war an einem düstern Oktobertage, als die Dame so geredet. Ilse wußte ich bei meiner Frau; der einzige Verkehr, der dem armen Dinge gestattet war. Ich ging kopfschüttelnd die Treppe hinunter, denn das Experiment der Frau Mama, die Tochter allein nach D. zu schicken, in das Haus eines Betters, den sie, ebenso wie seine Familie, kaum kannte, nur zu dem Zweck, das junge Kind in die bunte, oft recht bunte Welt zu schleudern und hoffentlich mit glüdlichem Wurf einem reichen Kavaliere in die Arme, das machte mich staunen, zweifeln und bangen. Das Mädchen war mir ans Herz gewachsen, so fest, als wär's mein eigenes Kind. Ja, wenn die Mutter wenigstens mitginge, aber — das Kapital schien nicht zu reichen, oder — Gott weiß es — genug, Ilse sollte allein zum Better Kammerherren nach D.

Noch in tiefen Gedanken trat ich in mein Haus und in das Zimmer meiner Vine. Es war schon ein wenig dämmerig, der Flammenschein des Kachelofens spielte deutlich auf dem Fußboden. Meine Frau war nicht in der Stube, aber dafür traf ich eine andere Gesellschaft bei der Ilse. Sie lehnte am Klavier und drehte wie verlegen eine purpurrothe Naute des wilden Weines zwischen den Fingern. Vor ihr aber, den Rücken mir zuwendend, stand ein Mann im Reise-Neberzieher, ein großer schlanker Mensch mit braunem Haare.

„Voy tausend — Du bist es, Ernst!“ rief ich und hielt ihn am Herzen.

„Ja Onkel, verzeih die Ueberraschung! Ich bin auch schon fürchtbar —.“ Er verschluckte das Wort. „Ich denke, Tante sitzt da vor dem Bücherspindel, und —“ Das hübsche Männergesicht wurde dunkelroth. „Verzeihen Sie, mein Fräulein!“ wandte er sich an das lächelnde Mädchen.

„Ernst Klaus, königlicher Baumeister!“ stellte ich vor, „Gräfin Isabelle Seefeld!“

Er wurde einen Moment noch röther, verbeugte sich und fügte hinzu: „Ich bin auf der Reise nach B., um dort einen Kirchenbau zu leiten.“

Meine Vine aber kam ganz harmlos angebummelt, so ohngefähr nach einer Stunde. Und als ich ihr auf dem Hausflur entgegen trat und ihr ganz gerechtfertigte Vorwürfe über ihr langes Ausbleiben machen wollte, ward die kleine Frau böse und meinte, einen Wintermantel hätte sie kaufen müssen, denn nächstens würde es schneien und man dürfe nicht bis zum letzten Augenblick warten; sie könne doch nicht wissen, daß der Ernst kommen würde. Sie würde gleich das Abendessen besorgen.

Ich wollte als gehorsamer Mann sofort ihrer Weisung folgen, da klingelte es. Eine Frau, ihr hustendes Kind in Tücher gewickelt auf dem Arme, erschien und wollte den Herrn Doktor sprechen. So hielt mich wieder die Pflicht davon ab, an Näherliegendes zu denken, denn — wer weiß — wenn die Frau mit dem Kinde nicht gekommen und hinterher die bleichsüchtige Schneiderin mit dem Magenkrampf, und der Lehrling vom Materialgeschäft nebenan mit dem schlimmen Finger, so hätten jene Weiden nicht Zeit gefunden, sich so tief in die Augen — Na freilich, das ist thorsthaft, ich hätt's auch nicht geändert; was sein soll, schickt sich immer.

Wie ich zwei Stunden später hinüber komme, da finde ich die Weiden noch allein in der völlig dämmerigen Stube, aber nicht mehr stumm. Hei, das erzählte und schwatzte, als wären sie jahrelang bekannt!

„Wo ist denn meine Frau?“ — Ja, du lieber Gott! Die steckte in der Küche und briet einen Rehschlegel für den Sohn ihrer Schwester.

Ich zündete die Lampe an, stellte sie auf den Tisch und beobachtete, wie sich die Weiden anschauten bei der plötzlichen Helle, und freute mich über sie. Es giebt für das Auge des Arztes keinen erquickenderen Anblick wie so ein junges blühendes Menschenantlitz. Und diese Weiden waren nicht nur gesund an Leib und Seele, sie waren auch schön! Er ist mein eigener Neffe, aber ich muß es wiederholen, er war in seiner Art so schön, wie die Ilse

in ihrer. Groß und schlant und gewachsen wie eine Tanne, die Augen so klar und blügend, und so frisch das ganze Wesen, so — mit einem Worte — kerngesund.

Ein Prachtkind! Er war gerade fünfundzwanzig Jahre damals.

„Ihre wollte nicht zum Abendessen bleiben. Sie band sich ihre Mäntelchen um und empfahl sich bald. Als wir aber in der Hinterstube beim Rehbraten saßen und die Gläser, mit altem Rothwein gefüllt, sich trafen, da lugte ihr dunkles Köpfchen wieder zur Thür herein.

„Darf ich stören?“ fragte sie in ihrer lieblichen Weise. „Mama hat Kopfschmerzen und liegt zu Bette; ich bin so allein drüben.“

Und nun saß sie zwischen mir und Ernst und hörte geduldig an, wie er von seiner kränklichen Mutter sprach, von seinen

Studien, von seiner jetzigen Stellung und von allerhand Familien-erlebnissen. Als es zehn Uhr schlug und die Ase sich zum Aufbruch rüstete und ich sie, wie immer, hinüberbegleitete, schloß er sich an und wir wanderten im blassen Mondenschein durch die einsame Straße nach der Probstei hinüber. An der Thür wandte sie sich noch einmal um, und ihre Augen suchten Ernst; es war ein scheinbar glücklicher Blick, ich hab's so deutlich gesehen und wunderte mich, habe aber nicht weiter darüber nachgedacht. Wenn ich es mir später vergegenwärtigte, so ist mir immer eine Schuppe nach der andern von den Augen gefallen. Aber damals? Ich sah in dem Kinde eben nur die Tochter der vornehmen Frau, eine künftige Gräfin oder Hofdame oder sonst etwas Aehnliches. Der hübsche Junge erschien mir ebenso ungefährlich, wie er der Gräfin erschien, die en passant durch die Komtresse oder durch mich von meinem Hausbesuch erfuhr. Wer steckt denn aber in solch jungem Wolf?

„Ihre kam noch öfter während der vierzehn Tage, die er in unserem Hause verlebte, und sie sprachen mit einander, hübsch und nett, über lauter artig vernünftige Sachen. Er schwärmte für Grillparzer und deklamirte ihr hier und da eine Stelle, und sie horchte auf mit leuchtenden Augen und versprach, ganz gewiß die Werke lesen zu wollen. Ob sie sonst noch etwas geredet am brennenden Kachelofen in Lina's traulicher Stube — ich weiß es nicht; mit harmloseren Blicken als ich konnte kein Mensch diese Beiden betrachten.

Dann war er fort. Er hatte mir so sonderbar und lange die Hand geschüttelt und von baldigem Wiedersehen gesprochen. Ihre aber erschien mir, als sei sie gewachsen, als seien ihre Augen glänzender geworden. Sie saß stiller als sonst hinter ihrer Weihnachtsarbeit meiner Frau gegenüber. Wenn sie je früher eine übermüthige kleine Aeußerung gethan hatte, so von der Höhe ihrer Geburt herab, so war sie jetzt mänschenstill von solchen Dingen; nur einmal sagte sie etwas wie: der Adel liege im Menschen selbst, er käme von innen heraus aus der Seele; das angeerbte Wappen sei noch nicht allemal Bürgschaft für den Adel der Seele.

„Herr Jesus!“ rief Lina erschreckt, „Komtessen Ihre, sagen Sie das nicht der Mama!“

Da schlug sie die Augen auf und fragte ernsthaft: „Warum nicht? Ich habe den Muth, ihr noch viel mehr zu sagen.“

„Nun,“ scherzte meine Frau, „in sechs Wochen denken Sie anders, wenn Sie erst einmal mit den jungen Äschen Prinzen über das Parkett im Schlosse geflogen sind.“

„Wer weiß es!“ erwiderte sie leise.

So kam das liebe fröhliche Weihnachtsfest heran. Am Tag vor dem heiligen Abend sah ich die Marzjcha auf der Straße, die unter der Last von zwei mächtigen Kisten senkte.

„Nun, nun,“ redete ich sie an, „da kommt ja das Christkind sehr reich!“

„Für die Komtresse.“ erwiderte die Alte, „und was schon Alles da ist, eine Ausstattung wie für 'ne Braut, und ein deckenhoher Tannenbaum dazu!“

An der Ecke des Postgebäudes aber kam mir die Komtresse selbst entgegen. Als sie mich erblickte, schien es, als wollte sie in eine Nebengasse biegen; jedenfalls fuhr die kleine Hand blitzschnell mit einem Brief in den grauen Fehmuff, und unter dem Filzhütchen hervor, vom blauen Schleier umweht, schaute ihr liebes Gesicht dunkelroth zu mir herüber. Nun, vor Weihnacht hat Jeder seine Heimlichkeiten. Sie reichte mir auch nur ihre Linde und sah an mir vorbei in ein Schaufenster; ich fühlte, wie die Hand zitterte.

„Ich komme wie immer heute Abend, lieber Herr Doktor, und hole mir das Marzipanherz,“ sagte sie. „Um sechs Uhr bin ich zur Stelle, um acht erst besetzt Mama.“

„Da wird's was geben!“ neckte ich, im Begriff weiter zu schreiten. Aber sie hielt mich fest an der Hand, und als ich sie aufmerksam betrachtend stehen blieb, war es mir, als ob sie sprechen wollte.

„Nun, Komtessen?“

„Heute Abend!“ stammelte sie und schritt so hastig fort, daß ich ihr kopfschüttelnd nachsah.

Als ich in der Dämmerung heimkehrte von der Praxi, roch es schon süß weihnachtlich im Hause nach frischen Kuchen, Tannengrün und Wachslichtern. In der Küche stand die Lina und schuppte Karpfen zum festlichen Schmause.

„Bertig mit Allem!“ rief sie mir fröhlich entgegen, „nur der fatale Schuster läßt mich diesmal sitzen. Na, aber es ist noch eine Viertelstunde bis sechs Uhr. Alter, Du mußt in den Keller, ich hab' eine Ahnung — glaub's mir, der Ernst kommt.“

Ich zog den Hausrock an und stieg in den Keller. — Ich kann nicht sagen, wie heimlich mir die Weihnachtsabende immer gewesen sind, und wie traulich sie meine Lina zu machen versteht. Ich wußte ja, daß an jedes arme Krankenbette heut ein freundlicher Gruß von ihr getragen war; ich wußte, daß Viele heut unseres Hauses mit dankbaren Herzen gedachten, daß Alles, was uns nahe stand, errentet wurde, bis auf den Hector herunter, der sein Bratwürstchen unter dem brennenden Baume finden würde. Ich freute mich auf des Komtessens blaue Augen, es gab doch immer einen Spaß, und auf die Kiste des Studienreundes, der ich jedes Jahr einen westfälischen Schinken nebst Pumpernickel entnehmen durfte. Und ich freute mich auf die behagliche Stunde, wo ich neben meiner Lina auf dem Sofa sitzen und die Flämmchen des brennenden Baumes sehen und schwagen konnte von fernem Tagen und von den Weihnachtsabenden des Elternhauses.

Ja, man soll sich nur freuen!

Es schlug sechs und halb sieben Uhr — Ihre kam nicht.

„Sie wird soviel zu schauen haben drüben,“ meinte Lina, „ich zünde immer an.“ Sie verschwand in der Weihnachtsstube und klingelte dann. Aber ich stand mit seltsamer Unruhe in dem kerzenhellen Zimmer; ich horchte hinaus, es fehlte mir Etwas.



Zwei weiche zitternde Mädchenarme schlangen sich um meinen Hals. (S. 860.)

Auch Lina wurde still. Sie bewunderte zwar das so heiß gewünschte schwarzseidene Kleid und ich die Pantoffeln; das Mädchen verschwand strahlend mit ihren Geschenken, und Hektor fraß die Bursk. Dann aber sahen wir alle Drei, die Frau, der Hund und ich und sahen stumm einander an. Ebenso stumm sahen wir zu Abend und lächelten die Klergen des Baumes.

Es war doch unrecht von dem Komteschen; der letzte Weihnachtsabend, und sie blieb ans!

Da, als wir eben in das Schlafzimmer treten wollten — der gellende Ton der Glocke; Himmelskrament, was ist das nun wieder?

Wir hörten, wie die Dörte eilig zur Thüre lief, hörten Stimmen, aufgeregte, halb freischende Stimmen, dann stürzte die alte Maruschka der Gräfin in die Stube.

„Herr Doktor, kommen Sie doch, kommen Sie doch — unser Kind — unser Komteschen!“

So schnell bin ich noch nie zum Hause hinaus gekommen und die verschneite Straße hinter, nach der Probstei. Mit zwei — drei Sägen war ich die alte ächzende Wendeltreppe hinan und durch den Vorflur in Ilse's Schlafzimmer.

Der erste Blick auf das Bett — es war leer; aber dort am Kachelofen lehnte das Mädchen, und bei dem flackernden Schein des Lichtes sah ich fast entstellte Züge.

„Komtesse?“ fragte ich.

„Es ist schon vorüber,“ antwortete sie mit mühsam beherrschter Stimme, „es ist Alles vorüber, lieber Doktor, ich stehe schon wieder auf gleichen Füßen. Geben Sie mir die Hand, — ich bitte Sie, fagen Sie ihm —“ Weiter kam sie nicht, denn die Mutter erschien auf der Schwelle.

„Was war denn, Frau Gräfin?“

„Sie sprach im Fieber, sie phantasierte,“ erwiderte die blasse Frau, und ihre Augen musterten mich von oben bis unten. „Schreiben Sie eine niedererschlagende Limonade auf, da Sie einmal gerufen sind, und schicken Sie den Trogtopf zu Bett.“

Ilse sah mich an und lächelte wie verächtlich. „Ich danke — ich bin völlig wohl und bei klaren Sinnen,“ sagte sie. „Gute Nacht, Herr Doktor! Um Gotteswillen, gehen Sie!“

Ich wandte mich ärgerlich. Es war klar, es hatte etwas gegeben; aber darum mich erst zu holen und nachher so abfallen zu lassen, wie einen — da hört doch Alles auf! „Gute Nacht!“ sagte ich kurz und ging aus der Thüre. Ich tastete auf dem stöckdunkeln Flur umher, ohne den Ausgang finden zu können, ich hörte von drinnen noch ein frostiges „Gute Nacht, Mama!“ — rannte an einen Kleiderständer und wollte schon nach Licht rufen, da fiel ein heller Schein in den dunklen Raum, eine Gestalt huschte daraus hervor, zwei weiche zitternde Mädchenarme schlangen sich um meinen Hals und ein thränenbethautes Gesicht drängte sich an meine Wange. „Grüßen Sie ihn,“ schluchzte sie, „fagen Sie ihm, ich wäre das unglücklichste Geschöpf, das auf Erden lebt! Ich habe ihn lieber, als er glauben wird, als er denken kann!“ Und noch einmal stürmisch ihre Arme um meinen Hals, ihre weichen Lippen in meinen Bart — „Dank für Alles, Du guter Onkel Doktor, was mir das Leben verschönt hat!“ Dann

noch ein Kuß, ein leise geflüsterter Gruß an ihn, und sie war verschwunden.

„Daraus soll ein Anderer klug werden!“ murmelte ich vor mich hin und wischte mir die Thränen des Mädchens aus dem Bart oder meine eigenen? „Ist ja ein schauderhafter Weihnachtsabend!“

Wie ich dann ganz verstört in meiner Frau Stube komme, wen erblicken meine Augen? — den Ernst, blaß wie eine Leiche; und seine zitternden Hände streckten sich mir entgegen, während die Lina starr wie ein WachsBild in der Sophaede sitzt.

„Was bringst Du, Onkel?“ fragte er hastig.

„Nichts, mein Junge —“

„Du warst eben bei ihr, Du mußt wissen, wie die Sache abgelau'en ist!“

Ich sah ihn an, halb staunend, halb mitteilidig. „Armer Junge, ich hätte Dich für geistlicher gehalten,“ drängte es sich über meine Lippen.

„Sie giebt mich auf?“ fragte er, fast heiser.

„Sie läßt Dich grüßen, wenn Du der Er' bist, von dem sie mit Thränen flüsterete.“

„Nichts weiter?“ stieß er hervor.

„Sie sagte zu ihrer Mutter, sie wäre wieder klar bei Sinnen —“

Er lachte kurz auf und setzte sich auf einen Stuhl, trank hastig einen Pokal heißen Weines und blieb stumm.

„Aber Ernst,“ begann Lina jammernd, „wie konntest Du auch denken, daß die Mutter es zugeben würde — sie —“

Da fuhr er auf, sah nach der Uhr und erhob sich. „Um halb Zwölf geht der Gilwagen; gute Nacht! Verzeiht, daß ich Euch störte!“

Hastig nahm er den Hut vom nächsten

Stuhl und ehe wir uns befinden konnten, schlug die Hausthür, und er war gegangen.

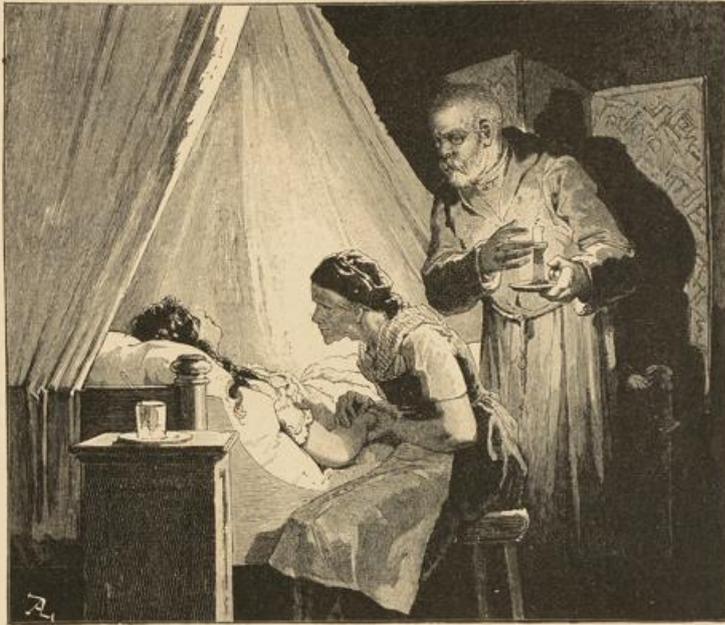
„Weißt Du Näheres?“ fragte ich die weinende Lina.

„Das, was er mir mittheilte, als er so plötzlich vor mir stand,“ schluchzte sie. „Sie lieben sich schon seit dem Herbst, sie haben sich geschrieben, und heute wollte es Ilse der Mutter fagen und sie zur Erlaubniß bestimmen, den Ernst Klaus heirathen zu dürfen. Vorher waren sie mit einander in der Weihnachtspredigt, da hat Ilse geweint und gebetet. Sie hatte ihm gesagt: ‚Sobald ich Mama's ‚Ja!‘ habe, komme ich zu Doktor's, warte dort.‘ Er hat aber vor der Probsteithüre gewartet; da ist nun plötzlich Maruschka vorübergestürmt, dann bist Du mit ihr zurückgekommen, und nun hielt er es nicht länger aus und kam zu mir.“

„O Jugend, o Leichtfinn!“ dachte ich, und bliggeschwind rann mir eine Thräne in den Bart. Ich sah ja noch immer das furchtbar veränderte Gesicht der kleinen Ilse vor mir. „Das ist hoffnungslos!“ sagte ich laut, und Lina nickte dazu und barg die weinenden Augen in ihren Händen. „Wie sie mich dauern!“ schluchzte sie.

Nichtig! Am andern Morgen fuhr ein schwerfälliger Kutswagen durch den Schnee der Gasse; ich sah einen Moment einen blauen Schleier wehen, eine kleine Hand an der Glasscheibe — und Komtesse Ilse war fort.

Maruschka begleitete sie bis zu der drei Stunden entfernten Bahnstation. Durch die Post erhielt ich aber am selbigen Tage



Maruschka lehnte sich still ans Bett. (S. 855.)

noch ein Schreiben des Inhaltes, daß sich die ergebenst Unterzeichnete — Gräfin Seefeld — veranlaßt gesehen, einen andern Hausarzt zu wählen, da ich das große Vertrauen, das sie mir allezeit geschenkt, nicht zu rechtfertigen gewußt habe. Eine sehr kleine Summe war hinzugefügt.

Auch gut, Frau Gräfin! — Man wird ja oft unverdienter Weise getränkt — das hier bringt mich auch nicht um. Ein Arzt bekommt nach und nach eine Art Elefantenhaut, sonst könnte er gar nicht weiter leben. Mir ging nur das blasse Mädchengesicht nicht aus dem Sinn.

Nun, es half nichts. Meine Lina aber grämte sich heimlich fast entzwei; ich wußte nicht, galt es mehr dem Neffen, der ihr auf keinen Brief antwortete, oder der kleinen Ilse? Denn sprechen thaten wir nicht mehr darüber.

Und eines Vormittags im April, die Bäume blühten jaft, brachte der Postbote ein großes Schreiben mit riesigem Wappensiegel darauf und der neunzackigen Krone. Als Lina es von außen genug beschaut hatte und nun neben mir stand, neugierig was es sei, zöge ich aus dem Kouvert eine Karte, und da steht denn deutlich zu lesen:

„Die Verlobung ihrer einzigen Tochter Isabella mit Sr. Erlaucht dem Grafen Edwin von Mayenbach-Emmingen zeigt ergebenst an

Gräfin Olga Seefeld geb. Gräfin Ostrowska.“

„Na Lina, da ist's ja denn in Ordnung,“ sagte ich.

Aber Lina wollte sich nicht trösten lassen, sie weinte zum Herzbrechen; sie hatte die Ilse anders toyirt. Wie es denn möglich wäre, wie es denn möglich wäre! Und das hätte sie nie geglaubt, daß ein Mädchen so leicht vergessen könne!

Ich kränkte mich nur innerlich, nahm Hut und Stod und ging in die Stadt Hamburg zum Morgenbier —. Na natürlich, alle Welt wußte schon die Neuigkeit und ein junger Gerichtsreferendar gab Auskunft über Sr. Erlaucht; er war aus Mayenbach gebürtig. Unmenslich reich sei der Graf, aber schon bejahet und keineswegs beliebt dazu eine stürmische Vergangenheit! So lautete das Nationale.

Arme kleine Ilse!

Wir gratulierten nicht, das konnten wir eben nicht übers Herz bringen. Ich fragte nur einmal die Maruschka, wann die Hochzeit stattfinden werde, und hörte, daß Frau Gräfin sehr ungehalten sei, — die Braut habe sich noch ein ganzes Jahr der Freiheit ausgebeten, die Gnädige hoffe aber doch, den Widerstand des Komteschens zu besiegen.

„Kommt Gräfin Ilse zurück?“

Maruschka schüttelte das graue Haupt. „Wir gehen nach D. in spätestens zwei Wochen.“

Zum vierten September, meinem Geburtstag, an dem sonst immer eine liebe Gestalt in aller Morgenfrühe mit einem Strauß Monatsrosen über unsere Schwelle getreten war, kam diesmal ein kleines Paket, an mich adressirt; und als ich es, schon gerührt, öffnete, da blickt mir das reizende Mädchengesicht entgegen, gar zierlich auf Elfenbein gemalt. Aber wie ernst und wie verändert! Auf die Rückseite der Platte hatte sie mit Bleistift geschrieben: „Wie man von Todten Gutes spricht, — verdammt mich nicht!“

„Nun schiltst Du mir nicht mehr, Lina,“ sagte ich weich, „es ist klar, man hat sie gezwungen zu der Verlobung.“ Da weinte Lina nur still und hing das Bild an ihren Fensterplatz.

Das Leben ging dann so feinen ebenen Weg weiter fort, aus Herbst wurde Spätherbst, der Wind wehte die Blätter von den Ulmen und durch das kahle Gezweig schimmerten die mit Läden geschlossenen Fenster des leeren großen Hauses dräben. Der Winter brachte die alten bösen Gäste in die Wohnungen der Menschen, Husten, Fieber und Rheuma. Da hat unser Einer so viel zu denken; mir blieb kaum Zeit mich zu freuen, daß der Ernst nach Italien gereist war, wie seine Mutter uns schrieb. Lina aber machte seit langer Zeit zum ersten Male ein weniger trauriges Gesicht, und am ersten Advent lag, wie jedes Jahr, bunte Wolle auf dem Nähtische neben den angefangenen unvermeidlichen Schlaffschuhen, die ich nie sehen sollte und doch so oft sah.

„Ich glaube, Alter,“ meinte sie, „der Ernst wird's durchholen, — wenn nur Ilse glücklich würde!“

„Das gebe Gott!“ sagte ich mit einem Seufzer.

Und siehe da, mit einem Male wollte es Weihnacht werden; auf dem Markte wurden schon die Buden errichtet, in den Schaufenstern prangten die allerhöchsten allerneuesten Sachen, und längs der Straßen reichten sich die Christbäume. Dazu schneite es und fro; köstliche Ausfahrten auf Schlittschuhlaufen und Schlittenfahrt für die Feiertage.

Da, ungefähr eine Woche vor dem heiligen Abend, kommt mir die Lina ganz verstört entgegen mit einem schwarzgeränderten Briefe. „Denke Dir, Wilhelm, Gräfin Seefeld ist ganz plötzlich gestorben!“

„Die arme Frau,“ sagte ich, „nun hat sie doch nicht ihr Kind als Erlaucht gesehen! In Wahrheit, sie dauert mich, es war ihr ganzes Dichten und Trachten, ihr einziger Wunsch gewesen.“

Lina aber setzte sich an den Schreibtisch und schrieb an das Komteschens, so recht wie es ihr um das Herz war; der Brief war fast unleserlich von Thränen. „Eine Mutter hat man einmal nur,“ sagte sie, „und trotz aller Schrullen hat sie die Ilse doch schier närrisch lieb gehabt.“

„So lieb, um sie einem alten Wüstling in die Arme zu treiben,“ bemerkte ich bitter.

„Ja, das verstand sie eben nicht anders, Wilhelm,“ verteidigte Lina.

Nun, ich war zufrieden, und der Brief ging ab.

Und da kam er wirklich, der vierundzwanzigte December, und Alles war wie sonst bei uns beiden Einsamen. Leise, leise schneite es weiter und hier und da wurde ein Fenster hell, als ich, von meinem letzten Krankenbesuche kommend, die Straße hinunter schritt, und daheim hatte Lina den Weihnachtsbaum gepußt und wartete nur auf mich mit dem Anzündten. So, nun tann's losgehen!

Es ging auch los und ging vorüber, die Bescherung und der Karpen; und die Pantoffeln paßten. Wir saßen dann in der Sofa-Ecke, und sahen die Lichter am Baume, und Hektor lag zu unseren Füßen. Die alte Wanduhr aber erhob ihre Stimme und schlug die zehnte Stunde, grad als wir von der Ilse zu sprechen aufgehört hatten.

„Heute vorm Jahre klingelte es jaust,“ sagte Lina. „Lieber Gott!“

„Nun, heute wird's jawohl so abgehen,“ wollte ich hinzusetzen, aber das Wort blieb mir im Munde stecken, so angstvoll, schrill und stürmisch gellte die Glocke durchs Haus. Ich war draußen, ich wußte nicht wie, und reiße die Kiegel zurück und die Thür auf. Eine schlanke Frauengestalt kommt hastig über die Schwelle, zwei Arme schlingen sich um meinen Hals, aus dem schwarzen Kreppschleier aber taucht ein blaßes liebes Mädchenantlitz auf und sieht zu mir herüber bei dem unsicheren Schein der Heuslampe. Aber sie sagte kein Wort, sie hielt mich nur fest und zitterte.

„Komteschens Ilse!“ schrie Lina hinzulaufend, und nun nahmen wir sie und führten sie hinein und — ja, was thut man Alles zuerst mit einer halb Ohnmächtigen?

Sie wollte bei uns bleiben mit der Maruschka — das war Alles, was wir aus ihren abgebrochenen Reden verstehen konnten. Dann sprach sie nicht mehr, sie weinte nur still vor sich hin, den Kopf in die Sofa-Ecke geborgen, und wir ließen sie weinen.

Lina schlich sich still davon, das Gaststübchen im oberen Gestock zu rüsten, und ich stieg in den Keller und holte von meinem besten Portwein herauf, und als ich ihr das duftige Glas hinhielt, hob sie die Augen und sah mich an, die Thränen auf den Wangen.

„Ich wußte es ja,“ sagte sie schluchzend, „wäre ich nur schon im vorigen Jahre zu Euch gekommen.“

Dann sank der Kopf wieder zurück, und die Blässe wich glühender Fiebertöthe.

Ich faste das zierliche Handgelenk; nun versteht sich — da hatten wir eine Kranke!

Zu trug sie auf meinen Armen die Treppe hinauf, wie ich sie als Kind getragen hatte. Als Lina sie mit Maruschka's Hilfe ins Bett gelegt, da waren ihre Sinne geschwunden, und ein geängstigtes fieberndes Menschenkind schrie um Hilfe, weil sie sich verfolgt wähnte von etwas namenlos Entsetzlichem.

Maruschka setzte sich still ans Bett.

„Es war auch zu jammervoll, Herr Doktor,“ begann sie nach einer Weile. „Die Frau Gräfin hatten selbst einen Schreden, als sie den Schwiegerjohn erblickten; aber, wissen Sie, die Verwandten sollten nun einmal das Kind unter die Haube bringen, und da haben sie ihr zugehört mit Reden und Schmeicheleien, und als Alles nichts half, da sagten sie ihr, um der Mutter willen müsse sie es thun. Ach, Herr Doktor, ich weiß Alles; zuerst hat die Mutter den verzweifelten Bitten der Ilse nachgeben wollen, aber wie sie die Güter sah und das Schloß und den Reichthum, da wollte sie nicht, daß die Verlobung zurückgehe. Sie konnte eifern sein. Nun stirbt sie so plötzlich, Ilsechen war gar nicht dabei, war mit der Tante und dem Bräutigam auf einem Hofball; sie hat keine Thräne geweint, als sie es erfuhr, sie hat nur die ganze Nacht bei der Leiche gefesselt, wie sie da war in dem Ballkleid mit den Blumen im Haar.“

Was dann nach dem Begräbniß passiert ist, weiß ich nicht, nur das hörte ich von der Kammerjungfer der Tante, am dritten Weihnachtstage sollte Ilse ganz still getraut werden, um gleich hinterher mit ihrem Gemahl nach Italien zu gehen. Ob sie ein Wort davon verloren hat, ich weiß es auch nicht. Sie war schrecklich blaß und still. Gestern Abend trat sie plötzlich in meine Stube, im Hut und Mantel, und sagte: „Maruschka, komm, und nimm Dir ein warmes Tuch, ich habe einen Weg vor.“ Ich ging selbstverständlich mit; zuerst auf den Kirchhof an das verschneite Grab, dann auf den Bahnhof; ich lief ihr natürlich nach und stieg auch hinter ihr ein. Ach, Du großer Gott! Was wird das für einen Spuk geben im Hause des Kammerherrn, auf dem Lande und in der Stadt! Nun wissen sie es schon, daß das Komteschen — davongelaufen ist!“

Das war ja eine schöne Becherung! Ich sah auf die Alte, ich sah auf die unruhige Kranke — da war sie doch noch, die kleine muthige, tapfere Ilse! Mir fiel die Geschichte ein von der Puppe, und ich mußte lächeln trotz meiner Angst. Ja, so leicht läßt sich ein solches Herz nicht unterkriegen. Bravo, Ilse!

Um Mitternacht, als die Glocken das heilige Fest einläuteten, öffnete ich im Nebenzimmer ein Fenster, und als die vollen Töne herübergeschwebten zum Krankenbette, da war die unaufhörlich Plaudernde ruhiger. „Es ist Weihnacht! Daheim!“ hörte ich sie flüstern, und Maruschka's zärtliche Stimme: „Schlafen, Kindchen! Schlafen, Komteschen!“ Und als es still ward, schlich die Alte zu mir herum:

„Wird sie sehr krank werden, Herr Doktor?“

„Sie ist es schon, Maruschka; Gott gebe das Beste!“

Das sind heute just sechs Jahre her. Ja, die Zeit fliegt! Ich stand vorhin am Fenster und schaute nach der Probstei hinüber. Im Arbeitszimmer vom Ernst brennt noch Licht. Es ist doch die allerhöchste Zeit, weine Herrschaften! Es ist sechs

Uhr bereits, und Lina wartet nicht gern; die Frau wird immer unruhiger, je älter sie wird.

Jetzt lösch das Licht aus, und jetzt läutet's schon mit allen Glocken. Da unten geht die Thür auf in der hohen Mauer, ich sehe dunkle Gestalten daraus hervortreten; sind sie's Alle? — wahrhaftig!

„Lina,“ rufe ich, „sie kommen!“

„Ich zünde schon an!“ antwortete Frau Großmama.

Ja, Lina ist wirklich noch Großmama geworden, denn Ilse nennt sie „Mutter“, seitdem sie des Herrn Baumeister Ernst Klaus Ehefrau geworden und in unserem Hause Hochzeit gefeiert hat. Ich hätte es freilich nicht geglaubt vor sechs Jahren. Die Ilse war fieberkrank, aber sie hat Alles überwunden, die Krankheit und den ganzen Spektakel, den ihre Flucht auführte. Ein Prachtmädchen! Eine Prachtfrau!

„Ich war nur eine kurze Zeit nicht ich,“ sagte sie damals, als sie meiner Frau unter Thränen die Geschichte ihrer erzwungenen Verlobung berichtete, „aber glauben Sie mir, ich würde noch am Altar Nein! gerufen haben, wenn sie mich dahin geschleppt hätten.“

„Weil?“ fragte Lina das erregte Mädchen und nahm ihre Hand.

Da wurde sie purpurroth und schlug verwirrt die Augen nieder.

„Ich weiß schon, Ilsechen! Es ist die Geschichte von der verwundenen Puppe.“ Und Lina zog das Mädchen an sich und strich ihr sanft über den dunklen Scheitel. „Denkst Du noch immer wie an jenem Weihnachtabend, Kind?“

Da nickte sie stumm und verdeckte das Gesicht

in Lina's Schultertuch. Die aber mußte geradezuweges hezen können, denn keine achtundvierzig Stunden später zog „Jemand“ an der Klingel; so ganz anders als sonst gekläutet wurde — zuerst leise, daß es nur ein schwacher schüchtern Laut ward, aber dann ungeduldig, schier übermüthig.

Wer die Sprache der Glocke versteht, der hätte vielleicht auch — wie ich — g. dacht, der Kolporteur schickt die Nachricht, daß wir das große Los gewonnen haben. Es war aber bereits geöffnet, als ich herzukam; und im Flur stand Lina ganz solo und sah ihre Stubenthür an. „Könnte ich wohl ein wenig in Dein Zimmer kommen?“ fragte sie, „drüben ist Jemand bei der Ilse.“

„So? Wer denn?“

„O, das wirst Du schon noch erfahren!“ Und sie zog mich mit sich in meine Stube und saß am Fenster und redete kein Wort, bis endlich der „Jemand“ herüber kam, an der Hand das freudensbleiche Mädchen.

Wenn die Weiber nur Ehen stiften können!

„Lina, wo hast Du den Zungen denn so gleich hergekriegt? — Komteschen, Sie wollen wirklich eine simple Frau Klaus werden?“

Und so war es und Beide hatten dazu die größtmögliche Eile. Er hat die Probstei gekauft, und sie als schmüdes Nestchen eingerichtet für seine junge Frau. Natürlich „hilfvol!“; darin haben die Herren Baumeister nun mal einen kleinen — Pardon! Es sieht ja auch recht hübsch aus, und es sitzt sich gemüthlich in dem getäfelten Zimmer am grünen Kachelofen, wenn der Wind an die Bügelscheiben klopft und die alten Ulmen dazu rauschen.



„Komteschen, Sie wollen wirklich eine simple Frau Klaus werden?“

Ich gehe oft hinüber und erzähle dann wohl den Kindern von einem kleinen Mädchen, das sich nicht trösten lassen wollte über ihre alte Kuppe, obgleich sie eine neue, weit prächtigere bekommen sollte. Dann lacht die Ilse so herzlich, und die Kinder stimmen mit ein.

Horch! da sind sie! „Nur hier herein, gleich wird's so weit sein.“

„Nun müssen die Kleinen beten,“ sagt die junge Frau ernst, und der Junge und das Mädchen, das eben erst plappern gelernt hat, falten die Händchen und sprechen:

„Das Kind, das heut geboren ist,  
Der liebe Heiland Jesus Christ,  
Der leitet unsre Herzen gern  
Zum rechten Weg aus irrer Fern.“

„Amen, Ihr Kinder!“

Da klingelt's drüben, jubelnd springen sie voran, die Ilse aber hängt an meinem Arm.

„Weißt Du noch?“ fragt sie, „vor sechs Jahren, da leitete Er auch mein Herz zum rechten Wege.“

„Ja, mein Töchterchen! Mir klingt noch immer der schrille Ton der Glocke in den Ohren.“

Wieder steckt mir das Wort in der Kehle, so ungestüm zieht's an der Klingel.

„Geht nur hinein, Kinder, ich komme bald nach; aber hab ich's nicht gesagt? gleich zu Anfang! Nicht einmal am heutigen Abend hat unser Einer Ruhe!“

„Was soll's denn sein?“

„Wie? Der Wittwe Merlern ihr Sohn, der Soldat, ist auf Urlaub gekommen. Ob es der Kranken schadet, wenn er aus Bette tritt?“

„Gott bewahre! Freude schadet nie, besonders nicht am heiligen Weihnachtsabend. Ich lasse grüßen.“

Fröhliche Feiertage!



## Christnacht im Walde.

Von Julius Lohmeyer. Mit Illustration von Hermann Vogel. (S. 857.)

Ueber des Bergkamm's starrenden Tann  
Wandelt ein Licht in der Ferne,  
Näher und näher walt es heran  
Gleich einem irrenden Sterne;  
Ueber die Gründe, verweht und verschüchelt,  
Schwebt es auf silbernen Schwingen,  
Bricht in die schweigende Waldeinfamkeit  
Mächtig mit Leuchten und Klingen.

Christkindlein zieht durch den Wald in der Nacht,  
Himmliſche Schar zum Geleite,  
Blühend anleuchtet des Eiwaldes Pracht  
Ueber dem Zug in die Weite.  
Wo in die Gründe hinſtuhlet ein Strahl,  
Läuten zur Weihnacht die Glocken,  
Läuschen zur Höhe die Rehe im Thal,  
Flüchten die Wichtlein erschrocken.

Eisrane Männlein aus Baumhohl und Spalt,  
Ural' verwittert' Gezwerge  
Schaut, wie gebendet, den Zug durch den Wald  
Nieder sich winden vom Berge,  
Waldmännlein küſſen des Kindes Gewand,  
Knieen anbetend am Pfade,  
Christkindlein hebt mit Lächeln die Hand,  
Segnet die Kleinen voll Gnade.

Christkindlein segnet die Waldkreatur,  
Häseln und Rehlein am Wege;  
Wo es dahinzog, die goldige Spur  
funkelt noch lang' durchs Gehege.  
Weit in die nächtigen Thäler hinein  
ſtuhlet der himmlische Schimmer —  
Drummen im Dorfe der Fenſterlein Reih'n  
Glüh'n schon im Weihnachtsgeſtimmer.

Weiter und weiter anlodert die Nacht,  
Leuchtet es über den Landen,  
Bis aus der Tiefe in Märchenpracht  
Blühend ein Lichtwald erstanden. —  
Also alljährig herab durch den Tann  
Wieder ins Erdengeriebe  
Wandelt durch Winter und Todesbann  
Welterlösend die Liebe.

## Ein wunderlicher Keiliger.

Novelle von Hans Hopfen.

(Fortsetzung.)

Zwischen den feierlichen gewaltigen weithin hallenden Schlägen sonntäglichen Glockengeläutes hört man das Zwiſchern der Schwalben, die in wonniger Gaſt über den Minoritenplatz hin und her ſchießen. Der alterthümlich ſchöne Platz iſt ſonſt wohl der ſtillſte in der geräuſchvollen Altſtadt Wiens; aber kurz vor

dem Hochamt rollt da eine Herrſchaftskutſche nach der anderen herbei, und die Leute drängen ſich vor dem prächtigen Oſtportal der italieniſchen Kirche.

Es ſieht nun zwar ſo ziemlich jeden Sonn- und Feiertag hier um dieſe Zeit alſo aus; denn erſtens gilt es für vornehm,

Nachdruck verboten. Uebersetzung  
recht vorbehalten.



Christnacht im Walde.

die Messe in der Minoritenkirche zu hören, und zweitens hört man hier die beste Kirchenmusik und in der wunderbarsten sorgfältigsten Ausführung. Allein der Fremde, der gerade hier vorüberkommt, wundert sich doch über das außergewöhnliche Getriebe und wendet sich wohl an einen, der vorübergeht: „Entschuldigen Sie die Frage, was ist denn hier Besonderes los?“

Und der Angeredete, im Vollgefühl seines Besserwissens, antwortet mit der höflichsten Bereitwilligkeit: „Die Scandini singt das Gloria von Palestrina in der nächsten Messe!“ Er sagt es mit einer Wichtigkeit, als wenn er mitzuthemen hätte, daß der Papst in allerhöchsteigener Person das Hochamt celebriren und der Kaiser von dessen Händen das heilige Abendmahl empfangen würde, denn musikalische Ereignisse gelten in dieser Stadt, wo das Biergestirn Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert gewirkt hat, für höchst wichtig und allgemein beachtenswerth.

Da aber der gute Wiener merkt, daß seine Mittheilung auf den Fremdling gar keinen so tiefen Eindruck hervorbringt, als er erwartet hat, so läßt er den Barbaren stehen, um nicht zu spät zu kommen, denn schon nimmt das Gedränge unter der schönen Wölbung von alten Steinarkaden bedenklich zu, und die Ellenbogen müssen ihre Schuldigkeit thun, wenn die Chren zu künstlerischem Genuß und das Herz dadurch zu frommer Auserbauung gelangen soll.

Nach zwei Schritten kehrt jener sich aber doch noch einmal um, kurz bevor er in den Menschenmangel sich einreicht, und sagt zu dem blonden Fremdling, der ihm auf wiegenden Schritten folgt: „Wenn Sie sie sehen wollen, das ist die Scandini! . . . Die dort über den Platz herüberkommt, die Blondine neben dem geistlichen Herrn! . . . ? . . . Ja, die!“

Wer Bianca dritthalb Jahre nicht gesehen hatte, der mochte sie wohl verändert finden. Aber wohl schwerlich minder hübsch.

Sie war um eine Fausthöhe noch gewachsen, ihre Miene war etwas länglicher geworden, ihr ganzer Ausdruck ernsthafter, und in Augen und Mund lag etwas wie ein schwärmerischer Schmerz, der ihren Liebreiz nur erhöhte. Aus dem singenden springenden Wildfang, halb Kind, halb musikalisches Ungethüm, war ein sinniges, wunderhohes Frauenzimmer geworden, ihr Gretchenangeficht hatte einen madonnenhaften Zug. Wenn der Wiener jener Zeit die schönsten Mädchen in der Stadt aufzählte, wurde Bianca Scandini, oder wie sich die Bekannten der Familie ausdrückten, Blanche Latschenberger nicht vergessen.

Auch ihre Stimme hatte sich verändert. Es war nicht mehr jenes umfangreiche phänomenale Instrument, worüber sich Jeder, der es hörte, höchlich erstaunte. Die Wunden, die ihm ein herber Sommerabend und viel Herzeleid geschlagen, waren nicht alle vernarbt, und die Narben gaben ihm keinen schöneren Klang. Aber doch hatte sich die Stimme aus der Krankheit, die sie so sehr geschädigt, zum Theil gerettet. Nicht mehr so umfangreich, ohne Höhe, hatte sie sich in der Mittellage und in der Tiefe eine seltene Innigkeit des Tones bewahrt, und die Geläufigkeit ihres Organs ließ nie die hinreichende Wirkung vermissen.

Dennoch ward Bianca ein Gefühl der Unsicherheit, der Vangigkeit nicht mehr los, wenn sie ihre eigene Stimme klingen hörte. Sie meinte deutliche Zeichen krankhafter Schwäche zu vernehmen, die Andere aus Schonung, aus Höflichkeit nicht hören wollten. Eine Kraft, die ihr einmal und auf so lange Zeit versagt hatte, konnte wieder und im entscheidenden Augenblick versagen. Sie unterschätzte nicht, was ihr geblieben, aber sie fürchtete, es zu überschätzen. Die Tage kühnen sorglosen Vertrauens in sich waren eben vorüber. Kein Mensch hätte sie überreden können, sich mit diesem unsicheren Rest von Klanggewalt in der Kestle auf eine Bühne zu stellen und das Urtheil eines verwöhnten Publikums herauszufordern.

Und doch hätte sie Jahre ihres Lebens hingegeben, wär' es ihr nur einmal im Leben geblüht, einen vollen Erfolg auf einem großen Theater zu erringen.

Pater Otto, der wohl wußte, was im Gemüthe seiner Ruhme vorging, war der Einzige, der in den Tagen tiefster Betrübniß und ehelicher Verzweiflung am eigenen Können sie aufzurichten suchte und sie wieder auf künstlerische Gedanken, wieder zu künstlerischen Vorsätzen brachte.

Da ihr Simmen nur auf ernste Dinge gestellt war, lag es ihm, dem musikalisch gebildeten Geistlichen, ja nahe, die Sängerin auf die ungeahnten Schätze kirchlichen Gesanges aufmerksam zu machen. Wie er früher sie in Sprachen, in Litteratur, in Ge-

schichte unterrichtet hatte, so sing er jetzt an, ernsthafte musikalische Studien mit ihr zu treiben. Und sie, die im Herzen so verarmt war, wußte es ihm Dank, daß er nicht müde ward, ihre Gedanken zu festigen und in eine herrliche Welt zu bannen, für die sie bald packendes Verständnis bewies.

Und nicht bloß Verständnis. Mit allmählicher Genesung stellte sich auch die Lust zu schaffen allmählich wieder ein. Erst brachte Pater Otto sie nur mühsam dazu, daß sie beispielsweise, mit halber Stimme, nur um sich selber die Dinge, von denen sie lernend hörte, die musikalischen Thaten der Vorzeit, klar zu machen, vor ihm sang. Aber sicherer und sicherer sich fühlend, an den veränderten Klang ihrer Kestle, der sie erst entsetzt, sich gewöhnend, und endlich hingerissen von der Schönheit unsterblicher hoher Werke, ward sie zum zweiten Mal Sängerin, wenn auch ohne den brennenden Ehrgeiz, in aller Kunstsinigen Mund zu sein und ihren italienischen Kriegsnamen an allen Straßenenden von den Theaterzetteln zu lesen.

Pater Otto wachte treu über ihr und beobachtete sie mit einer Sorgsamkeit, wie ein Meister sein eigenstes Werk, wie ein uneigennütziger Freund seine liebste Seele. Trübsal und Verzweiflung an innewohnender gottesgebener Kraft galten ihm als zwei böse Teufel. Und er wollte diesen Teufeln die Seele Bianca's nicht lassen.

Er wußte, daß der Ehrgeiz ihr heilsame Arznei sein werde, drum gab er ihr, als sie soweit erstarrt war, sich zu fassen und zu halten, die Absicht ein, was sie nun gelernt, auch zur Freude eines kunstverständigen und zur Auserbauung eines frommen Publikums, ohne Flitter und Kram der Eitelkeit, ohne Schaustellung der eigenen Person, zu zeigen.

Es kostete einen langen Kampf und bedurfte nimmermüden Zuspruchs, aber an einem hohen Festtage betheiligte sich Bianca denn doch an kirchlichen Gesang, dessen hohe Fülle eines der schönsten Ruhmesblätter im künstlerischen Ehrenkranz der leichtlebigen Millionenstadt ist.

Erst ließen Bianca's Versuche sich nur in der Lerchenfelder Vorstadtkirche und ziemlich bescheiden hören. Aber mit der Aufgabe wuchs ihr der Muth, mit der Wiederholung das Vertrauen, mit dem Beifall solcher, die sie schätzte, die befehlende Freude, doch wieder ein thätiges Glied im fröhlichen Heere der göttlichen Frau Musica zu sein.

Wo es an Kennern wimmelt, sorgen auch die Kenner dafür, daß Können nicht im Verborgenen bleibt; in dieser ersten aller musikalischen Städte der Welt blieben Bianca's Leistungen auf dem neuen Felde nicht lange unbeachtet. Sie hatte sich in dieser Sphäre einen Namen gemacht, eh' sie es selber wußte. Ihre eigene Vangigkeit und Pater Otto's Vorsicht sorgten dafür, daß sie nie zu viel und nie anders sang, als ihrer nunmehrigen Stimmlage durchaus entsprach. Was sie von Glück sich bewahrt hatte, galt ihr selber als so gebrechlich, daß sie es nie mehr auf ein leichtfertiges Spiel setzen wollte. So trat sie nie sehr in der fromm und dankbar betretenen Laufbahn. Die Maßgebenden, auf die ja Pater Otto nicht ohne Einfluß war, freuten sich, über ein Talent zur höheren Ehre Gottes verfügen zu dürfen. Bei allen Denen, die an guter Kirchenmusik, sei's aus künstlerischem, sei's aus religiösem Bedürfniß, Antheil nahmen, genoß Bianca einer gewissen kleinen, aber soliden und ungemein ehrenwerthen Berühmtheit. Und wenn sie an der Seite des stattlichen Chorcherrn, ihres Veters, daherkam, ihren verborgenen Platz neben der großen Orgel einzunehmen, da stießen sich die Kirchenbesucher mit den Ellenbogen an und sagten: „Schau, das ist das Mädel mit der herzbewegenden Stimme, und wie bildhübsch sie ist!“

Nicht auf jeden Fremdling aus jenen Gegenden, auf die der Satz angewendet wird: *Frisia non cantat*, machte freilich die Erscheinung Bianca's solchen Eindruck wie auf den, welcher unbemerkt in der Menge seine wassergrauen Augen auf sie heftete und blaß und roth und wieder blaß wurde, da er das Bild seiner Träume mit der Wirklichkeit, der noch viel schöneren Wirklichkeit verglich, die jetzt an ihm vorüberschwebte, ohne seiner, ohne irgend Jemand's in der Menge zu achten.

Ah, wie unagbar glücklich hätte er sein können in diesen drei unwiderstlich verlorenen Jahren! Und wer so engelgut, so seelenverklärt ausah, der konnte kein hinterlistig Spiel mit ihm getrieben haben, das einer Dirne zu schlecht gewesen wäre!

Das waren die beiden Gedanken, die sich jetzt immer wieder ablösten, während er von der einen Seite gehoben und von der anderen gepufft wurde, ohne es recht zu merken.

Und als er drinnen stand im hochgewölbten altersgrauen, weißbrauchdurchwehten Raume und in der vielköpfigen Menge sich ein Plätzchen suchte, wo er ungestört weilen und horchen durfte, da gesellte sich noch ein dritter Gedanke zu jenen beiden; er fragte sich: hat dein Betragen Schuld an dem traurigen Ernste, welcher jetzt aus diesen schönen Zügen spricht, die ihn früher nicht faunten?

Da klang die Orgel in weithin gellenden Akkorden, und die Menge rüdte sich andächtig zurecht. Die Lichter glänzten am Hochaltar, die Glocklein klangen, die Priester psalmobierten, und der Weißbrauch quoll dichter und immer dichter gegen die Bogen des Querschiffes ansteigend.

Mit einer Spannung, die sich wie herzbelemmende Angst fühlte, wartete Edgar darauf, aus dem Chöre der Sänger eine Stimme aufzusuchen zu hören, die ihn wie keine sonst in der Welt im Innersten zu rühren verstand.

Tenor und Bass wechselten mit ihren Einzeltönen ab. Es dauerte lange, bis ein weibliches Organ sich aus den Chören löste.

Edgar stand rechter Hand vom Eingang. Er lehnte sich ans Grabmal Metastasio's, des fruchtbarsten Librettisten der alten italienischen Oper. Als er den Namen des Dichters vom Steine las, wollte er keinen besseren Winkel sich suchen; er meinte so etwas wie: der Mann, der so viele Opern geschrieben, werde ihm ein Protektor sein, wenn er dies Mädchen, das so viele Opern sang, mit sehndem Herzen belauschte. Er wußte nicht, daß Bianca längst auf eine Bühnenlaufbahn verzichtet hatte, die ihr einst als der Gipfel aller Wünsche gegolten.

Da, hoch! da klang eine weibliche, eine Mezzosopranstimme! Die Leute schienen besser auf diese Stimme zu hören als auf die vorigen. Die Häse reckten sich, die Köpfe drehten sich, und mehr als ein niedergeschlagenes Auge hob sich jetzt vom Gebetbuch aufwärts gegen den Chor, wo doch keine Menschengefalt frei zu sehen war.

Edgar presste die Hände fest in einander, als woll' er sich an sich selber halten. War das Bianca's Stimme oder war sie es nicht? Und wenn sie es war, was hatte sie so verändert? Es war ihm, als sähe er einen verdünnten, in hunderttausend goldigen Säulchen glänzenden Sonnenstrahl, einen von denen, aus welchen die Glorien der Heiligen gebildet werden, gegen den höchsten Himmel schweben, und der wäre es, der so klänge, so wunderbar und doch so traurig, so gottbegehrnd und doch so gottesvoll. Und es war ihm, als würde dies Emporschweben, dies Gegenhimmelleuchten Ton, als hörte er, was er sähe, und sähe, was er hörte.

Aber unfaßbar blieb ihm, von wem diese Stimme herrührte, die ihn, je länger sie klang, desto ängstlicher ums Herz werden ließ. War das Bianca's Stimme? Nein, sie war es nicht! Er hatte diese Stimme nie gehört, und er meinte doch, den Klang der alten, wie er die Zimmer der Florianigasse durchschallt hatte, so sicher in treuem Gedächtniß bewahrt zu haben.

Seine Unruhe ward peinlich. Er konnte es nicht lassen, den Ersten Besten, der neben ihm am Monumente lehnte, mit leichter Höflichkeit zu fragen, wer das wäre, der jetzt sänge.

Und der Angeredete, seinen Unwillen über die Störung während der großen Arie . . . oder über die Störung seiner gottesdienstlichen Andacht kaum verhehlend, antwortete kurz, ohne ihn eines Blickes zu würdigen: „Die Scandrinii!“

Es war Edgar wie ein Schlag aufs Herz. Also doch sie! Und seine Augen wurden feucht. Arme liebe Seele, sprach er im Stillen, wie viel mußt du geduldet und geweint haben! Und vielleicht um mich!

Die Arie war aus. Die Kenner im Volke sahen sich einander an und drückten die Augen halb zu und nickten kaum merklich mit den Köpfen, wie wenn sie eben einen großen Genuß gehabt hätten. Es war eine Art Applaus mit den Augenwimpern, der der Höflichkeit nicht den geringsten Abbruch that.

Der Einzelgesang war schon verhallt. Die Orgel schmetterte nun durch den Raum, als sollte die Gewalt ihrer Töne das Gewölbe sprengen. Das war so etwas ganz anderes als die menschliche Stimme, es war, als hätte man den Donner singen gelehrt, und

diese Töne der Orgel thaten Edgar weh, als schnitten sie ihm mit Messern durch die Ohren.

Da nun die Pfeifen schwiegen und von der anderen Seite her, wo der Weißbrauch immer wieder emporquoll, die zitternde näselnde Stimme eines priesterlichen Geistes unverständliche Worte nach uralter Melodie halb sagte, halb sang, war's Edgar, als spräch' ihm Jemand in einer unverständlichen Sprache ein hartes, wohlbedientes, unwiderstehliches Urtheil.

Er fühlte sich unpaß, er meinte, es käme wohl von der allzu hastigen Reife, die ihn kopfüber in Geschäftsangelegenheiten nach Wien geführt, oder auch von dem Menschengedränge hier, das ihm den Athem verlemmte.

Er wollte hinaus ins Freie, er machte zwei Schritte nach links, aber er kam an dem Monument nicht vorüber. Es war ihm, als sagte Metastasio zu ihm: Verweile nur, dann hörst du sie noch einmal singen. Ach, nur einmal noch im Leben! Aber das ist doch ein bißchen Unbehagen und schmerzhaft Noth werth, die du übrigens redlich verdienst hast.

Und richtig, da hub im Credo die durchgeistigte Stimme wieder an, und sie schwall und schwall zu einem hinreißenden Strom heiliger Ueberzeugung, als gält' es Welten zu bekehren und einer Hölle Trost zu bieten mit Gesang.

Ja, ja, das war sie doch, die Stimme, seine Stimme, die ihn empfanden, tief empfinden gelehrt, die ihn befehrt hatte von der Eitelkeit der Welt zu inniger Verehrung! Und war doch wieder die Stimme nicht. Es war die Stimme eines gehobenen Wesens, das zu ihm sagen würde: hebe dich von hinnen, Versuchter, ich kenne dich nicht!

Ein Theil der Leute schien da der Andacht genug gepflogen zu haben. Sie rückten ab und zogen langsam ehrerbietigen Schrittes dem Portale zu, weil sie entweder das Gedränge nach Ende des Hochamtes fürchteten, oder weil die Scandrinii heute nicht mehr singen würde. Vielleicht aus beiden Gründen, wo einer nicht stark genug war.

Gleichviel, die Kirche leerte sich um ein gut Theil ihrer Besucher, und wer wollte, konnte nun unbehindert an den Bänken und unter den Seitenschiffen hinauf- oder hinabgehen.

Aber Edgar mochte sich doch nicht rühren, obwohl der Stein hinter ihm sich recht kalt anfühlte und nichts mehr zu ihm sagte. Aber vielleicht sang Bianca doch noch einmal, und wären es nur ein paar Töne, sie verlohnten des Ausschauens. Er fühlte sich im Willen wie gelähmt. Und wie er so dachante, richtete er unwillkürlich die Augen auf einen Jeden, der vorüberging.

Da kam Einer, den er schon von Weitem erkannte, am Schritt, an der Haltung des Kopfes, an seinem Gange, so viele Gedanken verbergenden Gesicht. Hatt' er ihn doch auch kurz vor Beginn des Gottesdienstes wieder gesehen, seinen alten Widersacher und Freund, den erfindungsreichen Pater Obysens, Otto Fuchs.

War's frohe Ahnung, die ihn jählings überkam, war's nur ein unbezähmbarer Herzenswunsch, der ihn trieb, er konnt' es nicht unterlassen, sich bemerkbar zu machen und leise mit dem Haupte nickend zu grüßen.

„Alle guten Geister! Baron Sperber! Sind Sie es wirklich?“ rief der Mönch, und es ging dabei ein Leuchten über seine Züge, das keinerlei Unmuth verrieth, wie er seine Hand so mit beiden Händen packte und ihn mit sanfter Gewalt gegen die Thür und hinaus ins Freie drängte, wo sie besser reden konnten als hier im Gewühl des ins Fluthen gerathenen Menschenstromes.

Aber Pater Otto ließ den Baron auch auf dem Minoritenplatze nicht verweilen, wo es, wie er sagte, der vielen Equipagen wegen nicht geheuer zu stehen war. Edgar fühlte wohl, wie ihn Jener gegen die Herrengasse zog, daß er ihn verhindern wollte, Bianca jetzt zu begegnen. Und Edgar wollt' ihr auch nicht begegnen, jetzt nicht, in dieser Aufregung nicht, nachdem er sie also wieder singen gehört hatte, nicht; . . . und wer weiß, wer sie auf dem Heimweg begleitete! und diesen Unbekannten, den er haßte, wollt' er jetzt auch nicht sehen. Er war seiner selbst nicht sicher genug.

So folgt' er gutwillig einverstanden, wohin der Pater ihn zog, derweil dieser es an ausdrücklicher Freude nicht fehlen ließ, den guten alten Bekannten so unverhoffter Weise auf Wiener Pflaster zu finden.

Da aber in den engen Straßen um diese Sonntagszeit ein solcher Lärm herrschte, daß man sich seinem Nebenmanne nicht

leicht verständlich machen und unmöglich ein behagliches Gespräch pflegen konnte, so führte Pater Otto den Hamburger in irgend ein Gasthaus nächst dem Schottenthor, setzte sich ihm gegenüber und sah ihm prüfend ins Gesicht.

Eine Frage gab die andere. Edgar verhehlte gerade nicht, daß er, seit Beide sich zum letzten Mal gesehen, allerhand Wechsel des Schicksals erfahren hatte, doch verweilte er nicht lange bei eigenen Erlebnissen, sondern erkundigte sich lieber um des Paters und auch um Bianca's Befinden.

Der Chorherr berichtete, ohne irgend Jemand Schuld daran beizumessen, daß seine Verwandte eines gewitterschweren Sommerabends an ihrer Gesundheit Schaden genommen, in Folge dessen an ihrer Stimme merkliche Einbuße erlitten und darum den einst so glänzenden Hoffnungen, auf der Bühne Glück zu machen, entsagt habe. Was sie trotzdem noch als Künstlerin leistete, dessen sei er ja eben gerühmter Zeuge gewesen.

Edgar schwieg traurig vor sich hin und mochte wohl mehr auf die Anklagen, die in seinem eigenen Bußen dabei laut wurden, als auf den vorsichtigen Priester hören, der, um sein Gegenüber nicht allzu tief in Verlegenheit zu bringen, nun von allerhand gleichgültigen Dingen, die jenen vielleicht früher interessirt hatten, plauderte.

Dabei konnte dieser die Beobachtung nicht unterlassen, daß der einst so elegante Herr nunmehr zwar ein viel gefetzteres, aber auch ein merklich gedrücktes Wesen angenommen habe und daß seine Kleidung zwar ganz anständig, aber weder ganz neu noch nach der letzten Mode sei.

Pater Otto hatte wohl von dem Sinken des Hauses Sperber etwas läuten, aber nicht genau schlagen hören und sich dabei gedacht, wenn die Klagen vom Dach fallen, so fallen sie auf die Füße und laufen wie vordem.

Aber je mehr er Edgar betrachtete, desto deutlicher drängte sich ihm die Wahrnehmung auf, daß eine große Veränderung mit dem Menschen vorgegangen sei, und er sagte das auch in freundschaftlich theilnehmender Weise, die nicht verlegen konnte.

Der Andere bedankte sich für so guten Zuspruch und bestätigte, daß er kein reicher Mann mehr sei, ganz und gar seinen Geschäften lebe und in diesen auch sich jährlings zu einer Reise nach Wien entschlossen habe, wo er noch Einiges zu retten hoffe. Er habe sich gern auf diese Reise begeben, fügt er hinzu, und allerdings nicht ohne Hoffnung, Fräulein Scandriani wieder zu sehn. Daß er sie gleich heute habe singen hören, sei allerdings nur durch einen unverhofften Zufall geschehen.

„Oder durch Gottes Fürsorge!“ erlaubte sich der Priester zu bemerken.

Das klang Sperbern wie ein Zeichen der Veröhnung, und dadurch rasch ermuntert, fragt er geradezu: „Glauben Hochwürden, daß Fräulein Bianca, die ich gern wieder einmal in der Nähe sehen möchte, meinen Besuch annehmen würde?“

„Offen gestanden,“ antwortete der Priester, „ich glaub' es nicht, daß sie Ihren Besuch annehmen würde. Sie hat Sie einst sehr lieb gehabt; aber Sie haben sie schwer gekränkt. Meine Koufune hat das tiefer empfunden, als ich es ihr zugetraut hätte. Sehr tief! Ihr Lebenszweck, ihre ganze Lebensanschauung hat sich darnach geändert. Und sie denkt auch über manche Menschen anders, als dazumal.“

„Ja, ja!“ sagte Sperber und sah nachdenklich in sein Glas hinein. Was hätte er viel anders sagen sollen in dieser Lage! Da er ein Kaufmann war und einer, der Unglück gehabt hatte noch dazu, dacht' er vielleicht auch: nicht nur ihr Lebenszweck, sondern auch der meinige hat sich geändert, und da ich keine beneidenswerthe Partie mehr bin, macht der Pfaffe gleich lieber schon von Weitem vor mir die Thür zu.

Pater Otto jedoch überraschte den Argwöhnischen mit dem Vorschlag: „Wissen Sie was, lieber Baron? Ich will mit Bianca reden, ob sie Sie wiedersehen mag. Willigt sie ein, und an mir soll's nicht liegen, wenn sie es weigert, so send' ich Ihnen Botschaft in Ihr Hôtel.“

„Heute noch?“

„Ja, heute noch! Verlassen Sie sich darauf, Herr Baron. Wie lange bleiben Sie noch in Wien?“

„Wenn ich keine Nachricht von Ihnen erhalte, Hochwürden, dann denke ich morgen Abend wieder abzureisen.“

Nun denn, der gute Herr von Sperber reiste in der That am andern Tage von Wien wieder ab, ohne Bianca wiedergesehen

zu haben, denn, so gespannt er auch auf den Boten des Mönches gewartet hatte, es war keiner gekommen. Bianca hatte sich nicht überwinden können, den einst Geliebten wiederzusehen und alte Wunden aufzuweisen, die auch im Bernarben noch so heftig schmerzten. Sie war zu stolz und hatte zu viel gelitten, um dem Manne, dem sie zur Frau nicht gut genug gewesen war und der sich über ihren Verlust mit unwürdigen Geschöpfen getröstet hatte, mit offenen Armen und lachenden Lippen entgegenzugehen. Und sie fühlte sich nicht stark genug im Herzen, um ihn, wenn er kam und bat, mit verchränkten Armen und trotzigem Munde wie einen Fremden zu empfangen.

Da ihr Gefühl also entschied, drängte der Pater nicht weiter in sie und ließ Edgar ungegrüßt seiner Wege ziehen, obwohl er kein Hehl daraus machte, daß ihm ein anderer Entschluß lieber gewesen wäre. Denn schon als guter Christ mahnte er, Denen Gutes zu thun, die Einem Uebles gethan hatten.

Sie kamen aber nun des Oesteren als bisher wieder auf den Mann in Hamburg zu sprechen, der sich nun so bald nicht wieder bei ihnen melden würde. Pater Otto brauchte seinen Scharfsinn nicht über die Mäßen anzustrengen, um zu merken, daß Bianca in der Stille ihres Herzens noch immer an Edgar hing, wie er an ihr, wenn sie das auch nicht Wort haben wollte. Gerade weil Schmerz und Kränkung ihr noch so nahe gingen, überzeugte sich Pater Otto, daß auch die alte Liebe noch unter der Asche glühte. Wäre dieser Sperber ihr gleichgültig geworden, sie hätte ihn gefaßt empfangen und sich mit dem abgedankten Kouturmacher ganz leidlich unterhalten.

Darum dacht' er, daß noch nicht aller Tage Abend sei, und zog dorewilen von dort und da, wie's eben ging, Erkundigungen über Edgar's dermalige Lage und dessen Aussichten in die Zukunft ein, was ihm, dem weltläufigen Manne, der mit allerhand Geschäften seines Klosters zu schaffen hatte, nicht schwer wurde.

War es nun, daß ihm die Dinge in Hamburg von Andern schwieriger geschildert wurden, als sie in der That waren, oder daß er bewußtermaßen übertrieb, er machte seinem Mähmchen, als er wieder einmal gemüthlich bei ihr saß, die Mittheilung, daß sich mit ihrem Sperber nicht nur viel geändert habe, sondern daß er, genau betrachtet, ein armer Mann geworden sei.

„Ein armer Mann!“ Bianca ließ es sich noch einmal wiederholen und spielte dabei scheinbar ganz gelassen eine Stahlperle nach der andern mit ihrer Nähnadel aus einem Schächtelchen und stützte damit an einem Kragen herum, der solchen Werth für sie zu haben schien, daß sie nicht einen Blick nach dem Wetter hinüberwarf, obwohl sich dieser einige Mühe gab, ihr aus einander zu legen, was arm sein für einen Menschen bedeute, der in fürstlichem Ueberfluß geboren sich mit vollem Rechte als der Erbe von Millionen betrachten und als solcher gebärden durfte, und der nun darauf angewiesen sei, als reicher, als verwöhnter Mann ein dürftiges Leben von vorn anzufangen und seines Lebens Unterhalt mühsam und kleinweis zu verdienen wie einer, der nie was Besseres gekannt hat und an die liebe Noth gewöhnt ist von Kindesbeinen an.

Pater Otto redete sich ordentlich in Hitze, denn ihn ärgerte der Gleichmuth, mit welchem seine Bize die kleinen Perlen aufzuspießen nicht müde ward. War sie wirklich aus Stolz unversöhnlich? Hatten die Jahre sie kalt und gefühllos werden lassen? oder that sie nur so dergleichen?

„Master Edgar hat ja Strafe verdient an Dir!“ rief er laut. „Aber, mein Kind, diese Strafe ist hart. Du kannst es glauben! Und Du hättest Dir nichts vergeben, wenn Du dem armen Kerl, der danach verlangte, auch die Erlaubniß erteilt hättest, Dich persönlich um Verzeihung des Geschehenen zu bitten!“

„Er hat ja andere Bekannte genug im lustigen Wien!“ warf Bianca über ihre Nadel hin.

„Schäme Dich!“ sagte der Chorherr. „Er hat nur aus Liebe zu Dir geseht und weil ihm die Liebe, wie das so gemeinlich geschieht, den Verstand genommen hatte. Diesmal hat er sich um Niemand von seinen alten Bekannten gekümmert —“

„Weißt Du das so gewiß?“ fragte Bianca rasch und sah den Pater endlich und etwas überlegen lächelnd an.

Der aber rief, obwohl ein wenig darüber erröthend, daß er sich verrathen hatte, in aller Stille genauere Erkundigungen über Edgar eingezogen zu haben: „Ja, ich weiß es! Ich hab ihn ein wenig beobachtet lassen. Er interessirt mich. Er saß im



Weihnachtsabend in den Alpen.

Nach dem Delgemälde von A. Neger.

Hôtel und wartete auf meine Botschaft. Und dann fuhr er betrübt ab, der doch gern geblieben wäre. Mit seinem früheren Leben hat er gebrochen. Aber die Sehnsucht nach Dir leuchtete dem armen Teufel nur so aus den treuen Augen. . .“

„Best“, sagte Bianca, das Angesicht tief auf ihre Stückerlei beugend, „weil der Teufel arm geworden ist.“

„Na, eben weil er arm geworden ist, hättest Du ihn ohne Bangen empfangen können, da so doch nichts mehr aus Euch werden kann, wenn er kein Geld hat und Du auch keins!“

„Ah!“ sagte Bianca und ihr Blick haftete nun im Gesichte Vater Otto's, das spöttisch lächelte, weil er dem verschmitzten Mädchen eins gegeben hatte, das traf.

Aber dieses sagte kein Wort weiter, weil sie dem Vetter noch nicht verrathen wollte, was sie dachte, und die Gedanken sich selbst doch wie ein Wirbel in ihrem schönen blonden Köpfchen drehten.

Als der Briefler sie allein gelassen, sprang sie jäh vom Sitz auf, warf Nadel und Perlen bei Seite und triete vor den ersten besten Stuhl am Boden, die Ellenbogen auf den Sitz gestemmt, das schwindelnde Haupt in beiden Händen, und weinte jämmerlich — Thränen des Mitleids und Thränen der Freude in Eins.

Freute sie sich, weil den Geliebten Schaden getroffen hatte? Nicht doch! Das leicht erregbare Künstlerblut spiegelte ihr ein phantastisches Bild naher Zukunft vor, das sie ganz glücklich machte und allen Kummer und Gram der Vergangenheit von ihr zu nehmen versprach.

Wochen und Monate beherrschte fortan ein und derselbe Entschluß ihr Denken, Thun und Lassen.

Wenn sich in letzten Zeiten die deutlichen Beweise mehreten, daß Bianca's Gesang in der Kirche die Menschen entzückt und erquickt habe, wenn Freunde des Hauses ihr das Lob der andächtigen Hörer zutrug, wenn sie in Zeitungen ihren Namen ehrenvoll erwähnt fand, dann klopfte jedesmal und immer eindringlicher die Frage bei ihr an: solltest Du's nicht doch wieder mit dem Theater versuchen?

Im Anfang hörte sie gar nicht auf den sanften Reiz. Als aber einmal selbst ein berufener Kritiker bei Gelegenheit einer ihrer kirchlichen Leistungen sein Bedauern darüber ausdrückte, daß solch eine schöne und geschulte Stimme nicht für die Oper gewonnen würde, wo man statt dessen so oft mit altgewordenem Material vorlieb nehmen müßte, da hatt' es schon mehr Noth, die Versuchung zu bekämpfen. Allein ihr Verstand ließ ihr noch tüchtige Wehr und Waffen dagegen.

Sie sagte sich, daß ihre Stimme nicht wieder zur alten Kraft gelangt sei, auch wohl nie wieder zur alten Kraft gelangen werde, daß sie nicht hoffen dürfe, anstrengende Operrollen glorreich zu Ende zu führen, tadellos vom ersten bis zum letzten Ton, und daß ihre jetzigen Stimmittel den Geboten fortlaufender Thätigkeit

in einem anspruchsvollen Opernrepertoire über kurz oder lang erliegen müßten.

Nach und nach versuchte sie dann in Stunden antreibender Hoffnung wieder jeden dieser Gegengründe sich selbst zu widerlegen, denn die Lust, mit Leib und Seele zur aufgegebenen Bühnenkunst zurückzukehren, wuchs mit jedem neuen Erfolg, mit jedem neuen Sonntag.

Da aber Erkenntniß und Besorgniß doch nicht ganz vor der Lust und Liebe zum Beruf sich ergeben wollten, setzte sie die Entscheidung außer sich und vermaß sich, auf ein Zeichen zu harren, welches ihr das Schicksal geben werde, wenn sie so, wie sie war, den gefährlichen Weg auf die Bretter mit Entschiedenheit betreten sollte.

Nun, meinte sie, war die Entscheidung gefallen, nun war das Zeichen von ihrem Schicksal gegeben worden! Und mit inniger Wärme malte sie sich aus, wie ihr Weg sie in die Höhe tragen werde zu Ruhm und Glück, und wie sie dann zu dem geliebten Manne sagen werde: Ich weiß, daß du bereuist, ich weiß, daß du mich noch liebst! Komm und theile mit mir, was Gott und mein Talent mir beschieden haben, denn du nur fehlst mir noch, um ganz glücklich zu sein!

Sie prüfte sich selbst, erst maßvoll, dann in gesteigerter Anstrengung ihrer Stimme. Sie ging wieder zu ihrem alten Lehrer und forderte sein Urtheil heraus. Es war das einstige schwärmerische, verheißende nicht mehr, aber es war immerhin ein gutes, sofern ihre Stimme sich ausdauernd beweisen würde. Doch das sei Sache der Zukunft und müsse erprobt werden. Ihr Herz gab heftig pochend die Versicherung dazu, sie werde die Probe bestehen. Und als sie ganz mit sich im Reinen war, trug sie endlich auch Vater Otto ihren Entschluß vor, den sie bereits einen unabänderlichen nannte.

Wenn es ein unabänderlicher wäre, meinte Vater Otto die Achseln hochziehend, dann wollt' er sich bei einem so hartköpfigen Frauenzimmer nicht der fruchtlosen Mühe unterziehen, denselben zu erschüttern. Er wünschte ihr Glück dazu und werde in Gottes Namen dazu helfen, soweit es in seinen Kräften liege.

Nun hockten die Zweie wieder oft beisammen und schmiedeten Pläne und brüteten über Anordnungen, wie solche mit Hilfe eines neuen Agenten, der für Bianca's Kirchengesang schwärmte, eingingen. Otto machte gute Miene zum bösen Spiel und machte sich auch seine eigenen Gedanken, die er aber nicht alle laut werden ließ.

Er ging manchmal ganz allein zum Agenten und übertrugte eines Abends seine Kaufine mit einer Nachricht, die er ihr aus Vorsicht nur langsam und wohl vorbereitet beibringen mochte. Es war nämlich ein Antrag eingegangen, der Bianca, wenn sie wollte, die Aussicht eröffnete, an einem der angesehensten Opernhäuser Deutschlands ein Probegastspiel auf Engagement zu absolviren.

(Schluß folgt.)

## Blätter und Blüten.

Ein Weihnachtsbrief. Von C. Lionheart.



Wachst. Ber. den 10. December 1865.

Meine liebste Elli!

Ich bitte um eine Antwort mit Postsendung, ob Du Lizzy's Einladung annehmen sollst und unsern lichtstrahlenden deutschen Christbaum vertauschen gegen die immergrüne Weihnachtstanne von England? Da hast Du meine Entscheidung: Geh! auf alle Fälle, aber nimm meinen Rath auf den Weg: hüte Dich vor dem tödtlichen mistletoe! Ich glaube, ohne diesen gefährlichen mistletoe hätte ich mich nicht eben durch jenen erstickenden schwefelathmenden Nebel zu kämpfen brauchen, den nur das Klima meines neuen Heimathlandes zu solcher Intensität entwideln kann — das wäre was für Dich gewesen, Du herzige Vachtaube! Keine zwei Schritte vor Augen sehen, sich fortappen mit ausgebreiteten Händen, um nicht gegen einen Fremden anzurennen, dessen Gestalt wie ein unheimlicher Schemen silhouettenhaft durch den grauen Dunst Dir entgegensteht! Wie auf Wolken gleitest Du ängstlich dahin — denn selbst der Boden ist mit der dicken Atmosphäre wie bedeckt und das

Licht der Gasflammen ist jetzt um die zwölfte Mittagstunde von diesen schwebenden Dünsten wie verschlungen und erstickt. Jetzt fallen zarte, leichte Schneeflocken sacht zur Erde. Werden wir doch noch eine weiße Weihnacht haben wie im vorigen Jahre, wo Lizzy Brook mich ohne viel Umstände mit sich nach Hause entführte?

Weißt Du noch, Elli? Du Kernte mußt das schöne Fest ja in der Pension vertrauen, weil Dir die böse Lungenerkrankung das Heimreisen noch nicht gestattete, und nicht besser wäre es mir ergangen, hätten sich Lizzy's Eltern nicht meiner erbarmt und Lizzy's Bruder Tom (ein Herr, der mir erstaunlich nahe lebt und eben mein Ohrschläpchen zwist, da ich seinen Namen schreibe) uns von Dresden abgeholt. Im Hause meines Vormundes war die Malariaepidemie ja noch nicht völlig überwunden, unsere alten Pensionsträumlein fürchteten die Ansteckung für mich: ergo die mögliche Einschlüpfung für unser Dresdener Zuscikum, und so mußte ich heimatloses Waisentind denn in die Welt pilgern, um überhaupt zu wissen, daß es Festtage waren. Und welche Festtage! Ja, dabei fällt mir ein, ich wollte Dich vor dem mistletoe warnen, ich habe ja noch ein halbes Tugend Schwäger in den verschiedensten Jahrgängen und darf Dich in der Ahnungslosigkeit Deiner 17 Jahre unmöglich gleichen Fährlichkeiten harmlos entgegenziehen lassen, ohne . . . Tommy kneipt schon wieder; er sagt, ich sei schändlich undankbar gegen den mistletoe, der inzwischen zu einer Brautkrone für mich angewachsen, ich verleumde ihn verbarbarisch. Gut, ich werde Dir also nur ganz objektiv von den Weihnachtsbräuchen hier zu Lande referiren, und Du magst daraus die Dir nützlichsten Schlüsse selber ziehen.

Wir kamen also im vorigen Jahre einen Tag vor Weihnachten glücklich in Lizzy's Waterhouse an, nebenbei gesagt, eines der prächtigsten

sonfortabellsten Landhäuser im großen Stil und ausgedehntesten Garten- und Parkraum. Eine eigentliche Christbescherung oder spezielle Feier des Heiligabendes wie bei uns in deutschen Vaterlande kennt man nicht, dafür aber macht sich der Familienstimm und die Familienzusammengedrängtheit bei den Engländern während dieser Zeit weit mehr geltend als bei uns. Von weit und breit kommen sie zugereist, die in irgend näherem Zusammenhang mit dem Stammhause stehen, um in schönster Gemeinsamkeit die Feiertage zu verleben. Es ist ein heilig-schönes Familienfest im wahren Sinne des Wortes. Christbaum und Weihnachtsgeschenke lernt man leicht verschmerzen, wenn man inmitten einer so fröhlich-harmonischen Weihnachtssammlung sitzt, die völlig vergessen zu haben scheint, daß es ernste Lebensfragen und Sorgen für den übrigen Theil des Jahres giebt. Die Alten werden wieder jung mit der Jugend, spielen lustig „Blindensuch“, „Such den Pantoffel“ und andere drollige Kinderpiele mit uns heiteren Menschen unter 20 Jahren, und kaum weiß ich, wer sich mit vollkommenerem Herzen dem Genuße des Augenblicks hingab: mein steifer wortlanger Schwiegerpapa mit den schneeweißen Bartfäden, vor dem ich an Werktagen einen so scheuen Respekt habe, oder meine damals siebenjährige Wenigkeit. Drei Schwestern von Mrs. Broof mit Männern und Kindern waren ebenfalls gekommen, sechs Söhne des Hauses aus Oxford und Eton rechtzeitig eingetroffen, und mein langbeiniger, etwas ungeglückter Tom, an dessen Arm ich wie ein „ridicule“ anzuschauen sein muß (au, da knipst er schon wieder!), hatte den Fabrik-schornsteinen Manchesters auf einige Tage ganz den Rücken gekehrt, um hier in Bowden (ein Platz wie Charlottenburg zu unserem heimischen Berlin) die rauchige Geschäftsatmosphäre aus Kopf und Kleidern los zu werden.

Wir waren eine Gesellschaft von sage dreißig Personen. (Es geht hier übrigens alles im großen Stil zu. Mittelflassen existieren eigentlich nicht und man sieht nur ganz reiche oder ganz arme Leute.) Dreißig Personen, die das gastliche Haus der Broof's umfaßte, und wie viel „fun“ haben wir getrieben! Nun möchtest Du wissen, was dieser urengliche „fun“ heißt, nicht liebe Seele? Das ist Scherz, gute Laune, Bergnüglichkeit und Amusement alles zusammen genommen; das, was man Andern that, von diesen bekommt, und was von außen hinzutritt, um fröhliche Stimmung zu verschaffen. Wir Jugend strömten in den schneebedeckten Garten und beraubten die immergrünen Büsche. Ueberall wurden die metallisch-leuchtenden, stacheligen, dunkelgrünen Blätter, zwischen denen die dunkelrothen Beeren funkelten, als Hirschhorn und Weihnachts- embleme angebracht, Bilder, Spiegel, Wände, nichts wurde vergessen, und dann hing Lizzie den Mistelbusch, der in keinem echt englischen Hause zu Weihnachten fehlen darf, mitten unter den Kronleuchter. Schwager Charly hat dazu eine Skizze gezeichnet, die ich zu Deiner besseren Orientierung dem Briefe beischleife, und Schwager Bob, unser gelehrtes Familienlexikon, läßt Dir sagen, die Mistel (mistella) sei als Weihnachtsbaum ein Ueberbleibsel der Druidenzeit, wahrscheinlich noch eine Verehrung des Gottes Balder, weil derselbe durch einen Mistelzweig erschlagen wurde; da er aber wieder auferstand, wurde der Mistelzweig der Liebesgöttin geweiht, woraus der Brauch entstanden — doch ich will meinem Schlafesekt ja nicht vorgehen.

Rehren wir also zuerst zu den Weihnachtsgeschenken, die den Tag einleiteten und von unsern beiden Jüngsten mit engelhaften Stimmen ausgeführt wurden, und zu der Krone des Festes, dem Weihnachtssdiner, zurück, bei dem ein Etwas nie fehlen darf, was uns Deutschen nicht immer mündet, das von englischen Eßern aber in ungläublichen Massen vertilgt wird: plumppudding nämlich, um der die blaüliche Flamme des angebrannten Kums züngelt. Der landesübliche plumppudding, ein riesiger gefochter Globus, der mit seinen reichen Bestandtheilen von Mehl, Fett, Noßeln den Magen leicht beschwert, darf Weihnachten weder im Hause des Reichen noch des Armen fehlen; ebenso schmücken die Fest-Nationalgerichte des fetten Buter nebst geräucherter Junge und des mächtigen Roastbeefs fast ohne Ausnahme jede Tafel der drei Königreiche.

Und nun zu dem, was Dir als warnendes Exempel dienen mag. Wir hatten unsern Sektierstangen zum Christfest geknuspert, die alten Herren saßen noch über ihrem port und claret und Mrs. Broof forderie uns Jugend auf, den Kasse in drawing room zu nehmen. Tom, der Seimüthliche, reichte mir seinen Arm, in Lizzys Augen funkelte es schallisch

auf, in denen ihrer Brüder in geheimer Schadenfreude. Tom, der Berührer, führt mich mit steifer Grandezza aus dem Speisesaal hinaus in die Halle unter den Kronleuchter, von dem der riesige mistletoe herabhängt. Dann packt er mich ahnungslos, toderbrochenes Esperlamm (nun schließe Deine Ohren, Pensionstud, es schickt sich eigentlich gar nicht für Dich, das zu hören, geschieht aber der Abschreckungstheorie halber), umfaßt mich mit seinen riesigen Armen und küßt mich schallend dreimal auf den Mund, ehe ich noch zur Bestimmung komme. Erst bin ich versteinert, dann empört und will zornig losbrechen, da laßt es aber im Chorus um mich her. Die Kinder kühnen sich unter dem mistletoe, junge Männer suchen mit tausend Küßlein ihre Angebeteten unter das mystische Atribut der nordischen Liebesgöttin zu loden, ja das Hausmädchen, das dem jüngsten Sohn des Hauses unter der geheimnißvollen Krone begegnet, fordert mit höflichem Knix ihr dadurch schuldiges Präsent ein.

Da fiel es mir wie Schuppen von den Augen, und ich mußte mit den Wästen heulen. Die geheimnißvolle Macht, die dem mistletoe zu Weihnachten demjenigen giebt, der den Andern unter seiner Krone antritt, hat sich bei uns ein bißchen lange fortgeiebt, und der gewaltthätige Tom hat sein Antragsrecht ein bißchen über Gebühr ausgedehnt, ja, denke nur, er macht heute noch an die damals verpändeten Kräfte Anspruch, wo der alte mistletoe längt verweilt und wir den frischen in wenigen Tagen im Elternhause in leuchtendem Grün neu ersehen sehen. Er behauptet: unsere Liebe wolle nie und erfahre ein tägliches Auferstehungsfest. Ueberzeuge Dich selbst von der wunderthätigen Macht dieser mystischen Weihnachtskrone, Du liebe Kleine. Auf Wiedersehen beim englischen Familienfest, beim plumppudding und unter dem mistletoe!

Deine ewiggetreue Freundin  
Martha Broof.

**Christrose.** Wer kennt nicht jene Märchen von wunderbaren Blumen, die mitten im Schnee in der heiligen Nacht ihre Blüthen öffnen und Zauberkräfte befragen? Allen diesen Sagen liegt etwas Wahres zu Grunde, und wer sich Nähe giebt, kann mit eigenen Augen das Wunder schauen. In milden Wintern beginnt gegen Weihnachten auf schneebedeckten Hängen und in schattigen Waldungen der Gebirge die Weihnachtsblume ihre Blüthen zu öffnen, die anfangs grünlich aussehen, mit der Zeit aber weiß werden, in röhlichen Farben erblühen und uns das sommerliche Bild der wilden Rose vorträgen.

Der gelehrte Botaniker nennt diese Pflanze „Schwarze Nieswurz“ und findet in ihrem griechisch-lateinischen Namen Helleborus die Erklärung der Zauberkraft, welche der Volksglaube den um die Weihnachtszeit blühenden Pflanzen beilegt. „Sie nimmt das Leben, wenn sie genossen wird“, so etwa könnte man ihren Namen verdeutschen, und die märchenhafte Christrose gehört in der That zu den Giftpflanzen. In ihren Wurzeln sowie in denen ihrer Verwandten ist ein starkes Gift, das Helleborin, enthalten, das den ausgebrochensten Herzgipfen beigezählt wird — eine Eigenschaft, auf welche wenig die schönen Dichterworte passen:

„Ein helbes Wunder, das sich nie erklärt,  
Erblüht im Schnee und im Krystallgefünkelt  
Christblume, die der Geist der Liebe nährt.“

Freilich wird noch heutzutage hier und dort das Gift von den Aerzten als Heilmittel angewandt.

Die Gärtner haben der Blume längt ihre Aufmerksamkeit geschenkt, und wir sehen sie manchmal aus dem dunkeln Laub winterlicher Grabkränze hervorsichimmern. In den Gärten von Balmoral in Schottland ist die Kultur der Christrose oder Weihnachtsblume zur höchsten Vollendung gebracht worden, und unsere Kronprinzessin hat von dort neuerdings die besten Varietäten in die von ihr so schön gesegneten Gärten des Neuen Palais in Potsdam verpflanzt, wo sie trefflich gedeihen. Unser Zeichner, der dort an Ort und Stelle die interessante Blume zeichnete, hat darum zwischen ihren Blättern auch die Abbildung des Neuen Palais in Potsdam eingefügt — die neueste Heimath der Christrose.

**Die Weihnachtssee.** (Mit Illustration S. 844 und 845.) „Die fröhliche, selige Weihnachtszeit“, auf welche sich alljährlich so unzählige Kinder- und Elternherzen schon Monate lang vorher freuen, ist leider für wohl ebenso viele Kinder und Eltern weder eine fröhliche noch eine selige Zeit. Kein mit Äpfeln, Birnen und vergoldeten Kränzen, mit süßen



Nach einer Skizze von Paul Semtner.

Bachwerk, Flügel und Glasfugeln geschmücker „Christbaum“ strahlt in den Wohnungen der Armen den frierenden und hungernden Kindern, kein Glüdesjubiläum, kein fröhliches Weihnachtslied ertönt da, wo man nur die Noth und Sorge des Lebens, nicht aber seine Freuden kennt.

Wieweil aber geschieht es wohl, daß — gleich der gütigen Fee des Faubermärchens — ein Engel in Menschengestalt sich der Hütte der Armuth naht und Trost und Hilfe, Freude und Glück in dieselbe trägt. Solch eine Scene schildert das schöne Bild unseres talentreichen Malers Erdmann Wagner. Die Familie, welche in dem kleinen ärmtlichen Stübchen haust, hat offenbar einst bessere Tage gesehen. Aber die lange Krankheit des Ernährers der Familie und sein erst vor Kurzem erfolgter Tod haben nach und nach die Ersparrnisse der armen Wittne aufgesehrt.

Bittere Noth, Mangel und Elend herrschen daher jetzt im Stübchen der Armen, und keine Aussicht auf eine Besserung ihrer entsetzlichen Lage ist vorhanden. Da plötzlich öffnet sich die Thür und die gütige Fee, der Engel in Menschengestalt, die edle junge Gattin des benachbarten Gutsherrn, erdient mit ihrem etwas scheu auf die ungewohnte Scene blickenden Töchterlein und bringt Trost und Hilfe für die Kranke und ihre Pflegerin, Freude und Glück für die Kinder.

Es ist ein schönes, aus dem Leben gegriffenes Bild, dem — Gott sei Dank! — der Sinn für Wohlthätigkeit und Unterstützung Armer und Hilfsbedürftiger ist unter den deutschen Frauen allgemein verbreitet und gereicht ihnen für alle Zeiten zur schönsten Fierde und Ehre.

**Weihnachtsabend in den Alpen.** (Mit Illustration S. 861.)

Zwischen den stimmenden Lichtern seiner Straßen, zwischen den strahlenden Schaufenstern des Gewerbetreibers, im Strom der Menschen und im Lärm der Wagen — was weiß der Städter um die Weihnachtszeit von der Natur und ihren Schrecken? Der wirbelnde Schnee zerstückelt an den Schaufenstern und auf den Gasleuchtern, er vergeht unter Hohn und Wagnard. Ja — in der Großstadt führt das Menschentum die Herrschaft; nur hoch oben über den Dächern und um die Thürme, da erglänzt die milde Stimme der Natur, der winterliche Sturm.

Wie anders ist's um diese Zeit im Hochgebirg! Der Winter ist in die Thäler gegangen, eiseltreter Schritts. Wochenlang hat es geschneit; geschneit ohne Unterlaß, als solle die arme Erde ersticht und erdrückt werden; geschneit, daß die Wälder frachten und die Bäche still standen.

Und dem Schnee folgte der Frost, schneideuder, grimziger Frost, der die Wässer des Gebirgs in funkelnde feinharte Zandgebilde verwandelt. Der Schnee und der Frost, der heulende Sturm und dazwischen wieder die thauende Mittagsonne schufen eine weiße Wunderwelt: neue Berge und neue Thäler, neue Bäume und neue Blumen, aber alles weiß und todesfalt. Je höher aufwärts im Thal, um so tiefer der Schnee, um so schmaler der Pfad, um so stiller und winterlicher die Welt.

Ganz hoch droben im Thale liegt noch ein Kirchdorf. Keine Straße mehr ist's, was im Sommer da hinaufführt, nur ein feiner Saumpfad. Und vom Dorfe weiter aufwärts führt nicht einmal der Saumpfad mehr, sondern nur ein Alpensteig zum letzten einsamen Gehöft und dann zu den Almen und zum schwindelnden Joch. Drei starke Stunden sind hinunter bis zum nächsten größeren Dorfe, wo die Straße beginnt. Drei Stunden zur Sommerzeit, wenn die Wege gut sind. Aber wenn einmal der Winter seine Schneemassen ins Thal geworfen hat, dann sind es sechs Stunden — oder eine Ewigkeit. So heißt es denn ausbarren für die wenigen Menschen, die in diesem Hochthal ihr bescheidenes Leben führen: anbahren bis Weihnachten und dann wieder bis Oftern!

Zu schwer, zu gewaltig, zu mörderisch drückt der Winter in die Bergthäler hinein, als daß hier die Weihnachtszeit jenen Frohbum weden könnte, der in den Städten die Lichter des Weihnachtsbaums aufblitzen läßt und seine Gaben darunter streut. Die Weihnacht im Hochgebirge ist ernst und still. Aber ganz ohne Feier ist sie nicht. Denn wenn die Winternachtsstunde herannah, kommen von den benachbarten Höfen die Leute zum Kirchdorf; mit Laternen und flammender Kienspanleuchte suchen sie sich den Weg, tief verneimnte schweigende Gestalten. Und die von den höchsten Höfen tragen Schneereifen an den Füßen und erzählen, wie droben neben ihrem Hause der Hirsch, der Sechszehnder, im Schnee vergraben sei.

Hell klingt die kleine Glocke aus dem Bergkirchlein in die frostflare Mondnacht hinaus. Drinnen feiern sie die Christmette: einen kurzen stillen Gottesdienst. Keines von ihnen weiß mehr davon, daß vor fünfzehn

hundert Jahren an derselben Stelle, auf dem gewaltigen Schieferblode, der jetzt als Kirchenschwelle dient, heidnisches Opferfeuer brannte, das Fest der Winterjungenwende zu feiern. Der alte heidnische Brauch ist vergangen; aber im Volksgeheimt lebt noch dieselbe Stimmung, wie damals: jene Leise, unter der kalten Schneelast still atmende Hoffnung vom Wiedergebarden. Und mit dieser Hoffnung im Herzen suchen sie sich wieder den Weg heim durch den Frost und den Schnee.

Die Letzte aus dem Kirchlein ist eine alte Frau. Ihr Austragstübchen ist gleich im nächsten Hause, drum kann sie verweilen. Ihr Auge sucht unter den schlichten schwarzen Holzkreuzen des kleinen Friedhofes eins, das sie seit einem halben Jahrhundert kennt. Und wie sie das Kreuz gefunden hat, hört sie ferber durch die Winternacht einen Jodler. Ja — so hatte vor fünfzig Jahren auch der gesung, der da unter dem Kreuze liegt. Und es war das Letzte gewesen, das man von ihm gehört hatte, von dem verwegenen Menschen, der es in der Weihnacht wagen wollte, über das vertheilte Joch hinüberzuleitern ins Nachbarthal. Manchmal schon war's ihm geglikt zur Winterszeit; denn kein Gempfad war ihm zu steil und keine Nacht zu wild. Aber damals hatte es ein schlimmes Ende genommen, und erst nach zwölf Wochen hatten sie den Verlorenen aus dem Schnee gegraben. Daran denkt die alte Frau, wie sie seit fünfzig Jahren daran denkt, sie murrelt noch ein Vaterwiler an das Kreuz hin und schaukt heim in ihr Stübchen. Draußen aber funfelt und glüht die Winternacht fort, im Mondlicht schimmern die schneefchweren Dächer und der eisflarende Bach, gepensigt starren die dunstigen Fichten darüber hin, und zauberhaft erklingt noch einmal der jauchzende Ruf, langhinhallend, bis er in silbernem Duft sich verliert. M. Haushofer.

**Rastknacker.** (Mit Illustration auf S. 848.) Da ist er einmal wieder, der alte Freund aus alter Zeit! Er ist selten geworden; das Jahrhundert der Erfindungen zieht praktischere Rastknacker vor. Aber von den lächelnden Kindern unter dem Weihnachtsbaum wird gerade er unter allem Spielzeug mit größter Freude begrüßt. Der Moment ist wichtig und voll Spannung; Rastknacker steht im Begriff, die Probe auf seine Leistungsfähigkeit zu machen, und wir sind überzeugt; die Hebelkraft seines Unterleifers wird sich bewähren: frid trad — da liegen die Schalter. Welleit auch nicht. Es gibt Rüste, an denen man sich die Zähne ausbeißt. Wer kann's ändern? L. B.

**Einbanddecke zur „Gartenlaube“.**

Auch zum laufenden Jahrgang der „Gartenlaube“ haben wir wieder neue, geschmackvolle Leinwanddecken nach der Zeichnung von Prof. Dr. Wanderer, deren Decken-Freilegung nebenstehende Reproduktion zeigt, ausfertigen lassen. Die Decken sind in olivenbrauner Farbe mit Gold- und Schwarzdruck sehr elegant hergestellt und zum Preise von

**RM. 1,25**

durch alle Buchhandlungen, welche die „Gartenlaube“ liefern, zu beziehen. Mit Benutzung derselben ist jeder Buchbinder im Stande, zu verhältnißmäßig billigen Preise einen soliden und eleganten Einband herzustellen.



**Inhalt:** Zwei Weihnachten. Gedicht von Otto Sievers. Mit Illustration. S. 841. — Gedächtnis. Ein Hochlandsgedicht. Von Ludwig Ganghofer (Hertshaus). S. 842. — In der Sandkiste. Eine Weihnachtsgeschichte von W. Heimburg. S. 849. Mit Illustration S. 849-856. — Weihnacht im Walde. Gedicht von Julius Lehmann. S. 850. Mit Illustration S. 857. — Ein wunderlicher Heiliger. Novelle von Hans Hansen (Hertshaus). S. 856. — Hütten und Hütten: Ein Weihnachtsbrief. Von G. Henschel. S. 862. — Christmette. Mit Illustration S. 863. — Die Weihnachtsfeste. S. 863. Mit Illustration S. 844 und 845. — Weihnachtsabend in den Alpen. Von M. Haushofer. S. 864. Mit Illustration S. 861. — Rastknacker. S. 864. Mit Illustration S. 848. — Einbanddecke zur „Gartenlaube“. S. 864.

**Nicht zu übersehen!**

Mit nächster Nummer schließt das vierte Quartal dieses Jahrgangs unserer Zeitschrift, wir ersuchen daher die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das erste Quartal des neuen Jahrgangs schleunigst aufgeben zu wollen.

Die **Postabonnenten** machen wir noch besonders auf eine Verordnung des kaiserlichen General-Postamts aufmerksam, laut welcher der Preis bei Bestellungen, welche **nach Beginn des Vierteljahres** aufgegeben werden, sich pro Quartal um 10 Pfennig erhöht (das Exemplar kostet also in diesem Falle 1 Mark 70 Pfennig statt 1 Mark 60 Pfennig). Auch wird bei derartigen verspäteten Bestellungen die Nachlieferung der bereits erschienenen Nummern eine unsichere.

**Einzelne gewünschte Nummern** liefern wir pro Nummer incl. Porto für 35 Pfennig (2 Nummern 60 Pf., 3 Nummern 85 Pf.). Den Betrag bitten wir bei der Bestellung in Briefmarken einzusenden.

**Die Verlagshandlung.**

Verantwortlicher Herausgeber Adolf Kröner in Stuttgart. Redacteur Dr. Fr. Hofmann, Verlag von Ernst Reil's Nachfolger, Druck von A. Biede, sämtlich in Leipzig.